Hofparquet.

Novelle

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Berlin, 1874.
Verlag von Gustav Behrend (Herm. Förstner).
W. Charlottenstraße 27.

Hofparquet.*)

I.

Einem trüben, regnigen Tage zu Ende des Oktobers war die noch unfreundlichere Nacht gefolgt; sie schien es förmlich übernommen zu haben, den Winter anzukündigen, sogar ihn zu eröffnen. In die immer noch fallenden Regentropfen mischten sich einzelne, feine Schneeflocken, der Wind pfiff und heulte und trug eine empfindliche Kälte mit sich, die tiefste Finsterniß hatte sich über die Erde gebreitet.

In den Straßen der herzoglichen Residenzstadt brannten freilich noch die Gaslaternen; aber ihre Gehäuse mußten wohl nicht zum Besten verwahrt sein, denn die Flammen zuckten hin und her, und dieses schwankende, bald dem Verlöschen nahe, bald wieder grell aufflammende Licht trug gerade nicht viel dazu bei, einen beruhigenden Eindruck zu machen, zumal sich die Wuth des Sturmes in den engen Pässen, welche Straßen und Gassen bildeten, noch mehr auszutoben schien, wie dies auf freiem Felde geschah, und für ihre gewaltige, unheimliche Stimme mit besonderer Vorliebe die Häuserecken, lose

*) Vor Nachdruck dieser Novelle wird ausdrücklich gewarnt.

Fensterläden, Schornsteine, kurz, alle architektonischen Vorsprünge und Unregelmäßigkeiten oder alle nicht ganz niet- und nagelfesten Dinge auswählte.

Während in der mittelgroßen, dem geselligen und vergnügungsvollen Leben bekanntlich recht ergebenen Stadt sonst bis nahe an Mitternacht ein reges Leben herrschte und selbst nach dieser Stunde Pflaster und Trottoir nicht selten vom Rollen der Wagenräder, von Fußtritten, lautem Sprechen und Lachen widerhallten, hielt sich heute Alles unter den schützenden Dächern. Nur Einzelne, welche wohl von dringenden Geschäften getrieben wurden, huschten fast gespensterhaft an den Häusern entlang und hatten an den Straßenecken einen harten Kampf mit dem sie überfallenden Winde zu bestehen; auch waren nur noch einzelne Fenster erleuchtet, selbst die großen Vergnügungslocale hatten sich aus Mangel an Besuch früher wie gewöhnlich geschlossen.

Sehr deutlich trat dieses ganze, unheimliche Wesen auch in dem herzoglichen Schlosse hervor, was allerdings noch einen anderen Grund als das böse Wetter hatte, nämlich den, daß die darin residirenden, hohen Herrschaften mit einem großen Theile ihres Gefolges zur Zeit noch ihren gewöhnlichen Herbstaufenthalt inne hatten, ein etwa zwei Meilen entferntes Landschloß; üblicherweise kehrten sie von dort erst mit dem ersten November in die Residenz zurück. Diesmal veranlaßten sie aber die Ungunst der Witterung und eine plötzlich eingetretene Unpäßlichkeit des regierenden Herrn zu dem Entschlusse, der sie schon an einem der nächsten Tage in der Stadt erwarten ließ. Alle Vorbereitungen für ihren Empfang waren bereits getroffen, und da dies doch manche Mühe und Arbeit verursacht hatte, ließ es sich leicht erklären,

daß die im Schlosse Wohnhaften früher als sonst die Ruhe suchten, und man auch hier nur noch wenig erhellte Fenster sah.

Außerdem bietet ein solch' großes, besonders alterthümliches Gebäude dem Sturm immer den besten Spielraum, um sich recht fühlbar zu machen, und pflegt zur Nachtzeit so wie so sein Unheimliches zu haben.

Das herzogliche Schloß lag mit seinen zwei Höfen, die ziemlich regelmäßig im Quadrate von den einzelnen Flügeln umschlossen wurden, mitten in der Stadt auf einer kleinen Anhöhe, deren sanfte Aufgänge auch schon längst mit bürgerlichen Häusern bebaut waren; nur auf der einen Seite hatte es einen freien Platz vor sich, den sogenannten Lustgarten, der von recht hübschen, noch jungen Anlagen geziert wurde. Zum größten Theile war es ein Bau der mittelalterlichen Zeit und, obgleich im Inneren vielfach restaurirt und den neueren Bedürfnissen angepaßt, jener alte romantische Charakter doch bewährt geblieben; man fand da die großen, gewölbten Zimmer mit tiefen Fensternischen, die langen, engen Corridore, große Treppenhäuser, und dazwischen mischten sich wieder geheime Ausgänge, Gemächer und enge Wendeltreppen, kurz, es war ein Chaos, in dem sich höchstens ein alter Kastellan ganz genau zurecht finden konnte. Dann waren zu verschiedenen Zeiten neue Flügel nach sehr verschiedenem Geschmack und Laune angebaut worden; einer derselben, der seine Front mit schöner Façade dem Lustgarten zuwandte, wurde von der jetzigen Regentenfamlie bevorzugt und bewohnt, in den alten logirten verschiedene Hofchargen beiderlei Geschlechts und die Dienerschaft; ganze Reihen von Gemächern standen auch gewöhnlich leer und blieben für hohen, freundschaftlichen Besuch aufgespart.

Jenen herrschaftlichen Wohnungen gegenüber, in einem der ältesten Theile des Schlosses und an dessen größtem Hofe befand sich die militärische Wache, welche von den in der Hauptstadt garnisonirenden Gardetruppen besetzt zu werden pflegte; diese Wache stellte dann ihre einfachen oder doppelten Posten an den äußeren Thoren, sowie im Inneren des Schlosses, insbesondere vor den fürstlichen Appartements aus.

Man sollte nun meinen, daß es eine höchst trostlose Aufgabe gewesen wäre, vierundzwanzig Stunden lang, um einer bloßen Form zu genügen, besonders an trüben, unfreundlichen Tagen, das peinliche, ewige Einerlei des Wachtdienstes zu betreiben und sich dabei mit der Aussicht auf einen finsteren, im Allgemeinen leeren und stillen Schloßhof zu begnügen, denn dem öffentlichen Zugange waren diese Räume nicht geöffnet; indessen überwindet die militärische Disciplin solche kleine Leiden, und diese Wache scheuten die Soldaten nicht allein nicht, sondern bezogen sie sogar sehr gern, weil dabei ihre leibliche Verpflegung aus der herzoglichen Küche erfolgte, und die Offiziere waren meistentheils nicht minder damit einverstanden, nicht bloß um der guten Küche willen, sondern weil ihnen das dienstliche Reglement mehr Freiheit verstattete wie auf anderen Wachen der Garnison, nämlich sogar vorschrieb, daß sie zu gewissen Zeiten die Ronde durch das ganze Schloß machten, um die Wachsamkeit und Ordnung ihrer Schildwachen zu revidiren; dies gewann aber noch dadurch besondere Wichtigkeit und Annehmlichkeit für sie, daß sich zuweilen, wie eben das Glück lächelte, dabei Gelegenheit fand, den höchsten Personen zu begegnen und deren Aufmerksamkeit zu erregen, mindestens doch anderen Einflußreichen oder liebenswürdigen Damen des Hofes.

In dieser fatalen Nacht befand sich nun ein junger Unterlieutenant, der die Epauletten zweifellos noch nicht seit langen Jahren trug, wiewohl er in der stattlichen Uniform der Garde-Infanterie einen sehr respectablen Eindruck machte, in der Offizierswachtstube und schien sich mit den vorerwähnten Hoffnungen sehr wenig zu beschäftigen, denn er schrieb emsig und sichtlich mit ganzer Hingebung aller Gedanken einen Brief.

Die Wachtstube ließ sich im Vergleiche zu anderen derartigen Localen ganz elegant nennen; ein hoch und schön geschweiftes Gewölbe, das auf einem schlanken Mittelpfeiler ruhte, war sie gewissermaßen luxuriös möblirt; Sopha und großer Lehnstuhl fehlten nicht, an den Wänden hingen schwarze und sauber colorirte Steindruckbilder in vergoldeten Rahmen, eine Anzahl von Mitgliedern des Herrscherhauses in Uniformen der Armee darstellend; ein großer, buffetartiger Schrank enthielt ein sauberes Porzellan- und Glasgeschirr für den Gebrauch des Wachthabenden und dessen etwaiger Gäste. Eine helle, in messingenen Ketten auf und nieder zu ziehende Lampe über dem großen Tische verbreitete angenehme Beleuchtung für den ganzen Raum.

Um zunächst von der Persönlichkeit des jungen Offiziers, dessen Alter man auf kaum vierundzwanzig Jahre schätzen konnte, zu reden, so war sie eine ohne Zweifel ansprechende, wiewohl nicht auffällige. Er besaß eine schlanke, nicht zu hohe und imponirende Figur, die sich in die Uniform vortrefflich fügte, regelmäßige und hübsche Gesichtszüge, die vor Allem den Stempel der Offenheit trugen, freundliche, blaue Augen von zuweilen ernst-sinnendem, dann wieder recht fröhlichem Ausdrucke, die Farbe ungetrübter Gesundheit und Jugendkraft und aschblondes, nach der militärischen Mode kurz ge-

schnittenes Haar nebst einem ziemlich unbedeutenden Schnurrbärtchen.

Wie er seinen Brief schrieb, sah er recht zufrieden, sogar stillbeglückt aus, und die Worte schienen ihm aus der Feder zu fließen, ein Beweis, daß er in dieselben nicht erzwungene Gefühle niederlegte. Hin und wieder entfloh ihm dabei auch unbewußt ein kleiner Seufzer, und seine glatte Stirn zog sich in ganz leichte Falten zusammen; aber schnell flog dann wieder ein Lächeln über sein Gesicht, das von der tiefen inneren Befriedigung zeugte.

Es war zwischen zehn und eilf Uhr, als die Schildwache vor dem Gewehre ihren langgezogenen Ruf: „Heraus!" erschallen ließ und unmittelbar darauf die in die Offizierswachstube führende Klingel zog, die in dem gewölbten Raume hell und nachhaltig ertönte.

Unser Lieutenant, durch dieses Signal benachrichtigt, daß seine persönliche Gegenwart dringend nothwendig sei, warf sofort die Feder bei Seite, stülpte sich den Helm auf das blonde Haupt und stürzte, sein Briefgeheimniß etwa Unberufenen preisgebend, eiligst hinaus.

Seine Leute traten in der Rabenfinsterniß schon unter das Gewehr; bei'm besten Willen wäre aber nicht zu erkennen gewesen, zu welchem Zwecke, wenn die Schildwache nicht vorschriftsmäßig dem Offizier gemeldet hätte, der Herr General von Löwenhorst stehe vor der Front; und der General von Löwenhorst war der Kommandant und Gouverneur der Residenzstadt, dem hohe, militärische Honneurs gebührten.

Der Lieutenant ließ also präsentiren und erfüllte überhaupt alle vorgeschriebenen Förmlichkeiten, die mit seiner persönlichen Meldung an den General endeten: „Auf Wacht und

Posten befindet sich nichts Neues!" worauf der Herr General an den Helmschirm faßten und gnädigst erwiderten:

„Lassen Sie schultern und die Leute forttreten, Herr Lieutenant von Merwitz!" Doch setzte er sogleich in leiserem und beinahe vertraulicheren Tone hinzu: „Mit Ihnen wünschte ich aber noch unter vier Augen ein Wort in der Wachtstube zu sprechen."

Den Lieutenant von Merwitz mochte bei dieser Ankündigung, die immerhin etwas ungewöhnlich klang, eine Art Gänsehaut überlaufen; denn obgleich er sich durchaus keines militärischen Fehlers bewußt war, erinnerte er sich doch an das alte Sprichwort, daß mit großen, gestrengen Herren nicht gut Kirschen essen ist, und der General von Löwenhorst war ihm gegenüber in seiner dienstlichen Eigenschaft ein großer und gestrenger Herr. Indessen erfüllte er mit vieler Geistesgegenwart und Pünktlichkeit seine Obliegenheiten und führte den Gouverneur dann in seine zeitweilige Wohnung, wo er ehrerbietig vor ihm stehen blieb.

Der General hielt bekannter Weise streng auf alle dienstlichen Formen; um so auffälliger, fast beunruhigender mußte es daher erscheinen, daß er Helm und Mantel ablegte, sich mit den kurzen Worten: „Mit Ihrer Erlaubniß!" wobei er leicht auf den offenen Brief deutete, in den großen Lehnstuhl niederließ und den Lieutenant durch eine Handbewegung einlud, auf dem Sopha Platz zu nehmen.

Herr von Merwitz, sichtlich überrascht und verwirrt, faltete schnell seinen erst halbvollendeten Brief zusammen, wollte zuerst vor dem General stehen bleiben, nahm sich aber dann auf dessen deutlich ausgesprochene Einladung einen Rohrstuhl, den er auf eine respectvolle Entfernung von mindestens vier Schritten placirte.

„Rücken Sie mir näher, Herr Lieutenant," sagte der General gebieterisch, aber doch nicht unfreundlich und machte dabei eine äußerst geheimnißvolle Miene.

Der General war ein Mann in den Sechszigern mit spärlichem, grauen Haare und um so mächtigeren Schnurrbarte, der weit über die festgeschlossenen Lippen niederhing; er hatte stechende, graue Augen, etwas wild von den Brauen überbuscht, energisch, aber doch gerade nicht böse, wenn er nicht etwa für gut oder nöthig befand, die rauhe, militärische Weise herauszukehren, was er allerdings meistens that. Dabei hatte er eine colossale, hohe und breitschulterige Gestalt, die in der Uniform gewaltig imponiren mußte.

„Herr Lieutenant von Merwitz," begann er nach einer kleinen Pause wieder in feierlichem Tone, der die Vermuthung jedes Scherzes ausschließen mußte, „Sie glauben doch nicht etwa an Gespenster?" Der Lieutenant hätte über diese Frage lachen, wenigstens lächeln mögen, aber dem gestrengen Vorgesetzten gegenüber wagte er dies nicht, nur war er sehr überrascht und wußte nichts Besseres zu erwidern als: „Nein, Excellenz!"

„Ich brauchte an einen Offizier von Pflichttreue und Muth eigentlich auch gar nicht erst diese sonderbare Frage zu stellen," fuhr der General fort; „aber ich möchte hinzufügen: wie würden Sie sich benehmen, wenn Ihnen heute noch, in diesem Schlosse ein Gespenst begegnete?"

Eine kleine Weile blieb der junge Offizier dieser Frage gegenüber ganz sprachlos, nicht etwa, weil er sich bei Erwägung der Möglichkeit einer solchen Begegnung muthlos und unentschlossen gefühlt haben würde, sondern weil der gestrenge und sicherlich doch dem gewöhnlichen Aberglauben

fernstehende Kommandant jene an ihn richtete. In schneller Gedankenfolge begriff er aber auch die Veranlassung.

Alle unsere Leser kennen gewiß die Sage von der weißen Frau, die vor dem Todesfalle eines Regenten in dem alten Berliner Schlosse umherspuken soll, und wissen ohne Zweifel, daß sich ähnliche, fabelhafte Geschichten an sehr viele andere alte Gebäude und insbesondere Regentenhäuser knüpfen; häufig sind sie auf die Entdeckung niedriger Betrügereien oder Hofcabalen hinausgelaufen; zeitweise haben sie aber gewöhnlich genug Unruhe und auch Unheil verursacht.

Auch in dem herzoglichen Schlosse war von solch' einer weißen Dame, überhaupt einem Gespenste, längst schon die Rede gewesen; über den Zweck seiner Erscheinung war man nicht recht im Klaren, legte ihr aber eine gleiche oder ähnliche Vorbedeutung wie dem Berliner Spuke bei, ohne, seit Menschengedenken wenigstens, ein Beispiel ihrer Erfüllung anführen zu können. Ueberhaupt hatte man lange nichts mehr von dem Erscheinen der weißen Dame vernommen, und die alte Sage lebte nur noch im Munde des ungebildeten Volkes oder wurde Fremden, welche das alte Schloß in Augenschein nahmen, von dem Kastellan und Bedienten als Merkwürdigkeit mitgetheilt. Die sogenannten Gebildeten glauben in unserer aufgeklärten Zeit so wie so nicht mehr an das Uebernatürliche.

Seit kurzer Zeit, einigen Wochen etwa, wurde aber in engeren Kreisen wieder von dem Erscheinen eines Gespenstes im Schlosse gemunkelt; man hatte dafür Sorge getragen, dies nicht unter das gewöhnliche Volk kommen zu lassen, aber die Bewohner des Schlosses wußten zum Theil davon und noch mehr die Militärbehörden, da das in den Ritter-

nachtsstunden auftauchende Gespenst zuerst mit den Schildwachen in den Corridoren collidiren mußte. Verschiedene Male schon war es vorgekommen, daß diese armen Soldaten, denen es an Geistesfähigkeit und Courage mangelte, ihre Pflicht nicht thaten und den bösen Geist passiren ließen, wohl auch gar die Flucht ergriffen. Sie wurden dafür hart bestraft, dies aber möglichst verheimlicht; selbst die jüngeren Offiziere erfuhren nur wenig davon und lachten über die dumme Gespensterfurcht. Vielleicht hätte man besser daran gethan, die Soldaten zu belehren und ihnen mehr Sicherheit dadurch zu verleihen, daß man ihnen scharfgeladene Gewehre gab; aber man unterließ Beides, sowohl um die Geschichte nicht öffentlich zu machen, als im Schlosse nicht Allarm zu verursachen.

So wußte auch der Lieutenant von Merwitz nur wenig von der Gespenstergeschichte und hatte sich nicht weiter darum gekümmert, zumal er, wie man bald hören wird, zur Zeit gerade ganz andere, ihm viel interessantere Gedanken im Kopfe trug. Die Frage des Generals konnte ihn daher wohl überraschen und in Erstaunen setzen, aber er glaubte, sie jetzt wenigstens vollkommen zu begreifen.

„Wenn es sich darum handelt, Excellenz," erwiderte er sehr bald, „hier einem Unfuge zu steuern, der wohl nur auf böser Absicht oder schlechtem Scherze beruhen kann, so werde ich es während meiner Wache nicht an der gespanntesten Aufmerksamkeit fehlen lassen und ihm mit aller Energie entgegenzutreten suchen."

„Diese Aufmerksamkeit wollte ich Ihnen aber besonders anempfehlen, Herr von Merwitz; was, vorkommenden Falles, ein energisches Einschreiten anbetrifft, möchte ich Sie aber daran erinnern, daß man auf diesem Boden, dem Residenz-

schlosse unserer hohen Herrschaft, dabei nicht eine besondere Vorsicht aus den Augen lassen dürfte; unter allen Umständen muß jeder öffentliche Skandal vermieden werden, bis die Befehle unseres hohen Herrn selbst eingeholt sind."

„Ich verstehe vollkommen, Excellenz, und werde mich genau nach Ihren Befehlen richten."

„Nicht bestimmte Befehle, Herr Lieutenant, nur eine freundliche Weisung, die Sie ja nach den Umständen und eigener, bester Einsicht modificiren werden. Kommen wir jetzt näher zur Sache! — Die bewußte Erscheinung will in der gestrigen Nacht wieder ein Posten gehabt haben, der an der großen Verbindungsthüre zwischen den Corridoren in der zweiten Etage der Schloßflügel A. und B. stand. Der Mensch ist darüber ohnmächtig geworden und hat das Gewehr fallen lassen; so fand ihn die Ablösung um ein Uhr. Ich würde ihn sofort in Arrest gesetzt haben, aber man mußte ihn in das Lazareth bringen, wo er im hitzigen Fieber über den Vorfall phantasirt. Solche Sachen müssen ein Ende nehmen; sie untergraben die Disciplin und können überhaupt zu den bedenklichsten Gerüchten Veranlassung geben. Ich würde Ihnen vorschlagen, in eigener Person um die Mitternachtszeit sich in der Nähe eines Postens aufzuhalten; richten Sie sich Alles dazu ein, wie Sie wollen. Ich verlasse mich ganz auf Ihre Umsicht, und es sollte mir sehr erfreulich sein, wenn Sie Gelegenheit fänden, diese fatale Geschichte aufzuklären."

Der General, der sonst viele Worte nicht liebte, erhob sich und nahm wieder Mantel und Helm. Lieutenant von Merwitz versicherte, daß er sich pünktlich um eilf Uhr an Ort und Stelle einstellen und getreulich Wache halten werde.

„Aber Vorsicht, Vorsicht!" mahnte der Kommandant noch einmal, indem er, sich verabschiedend, freundlich grüßte.

Als der General fort war, lächelte der junge Offizier still vor sich hin; entweder machte ihm das kleine Abenteuer Freude, weil es die Langweiligkeit der Wachtstube einigermaßen aufhob, oder er dachte bei sich, der General nehme die Sache zu ernst, es würde sich wohl nur um die durch vage Gerüchte lebhaft erregte Phantasie der Schildwachen gehandelt haben. Ruhig beendigte er seinen Brief, siegelte ihn mit einer zierlichen Oblate, steckte ihn zu sich, übergab dem ältesten Unteroffizier einstweilen das Kommando seiner Wache und ging, noch ehe die große Schloßuhr eilf geschlagen hatte.

Er führte keine andere Waffe bei sich als seinen Degen, aber dieser schien ihm dem Gespensterspuke gegenüber auch vollständig zu genügen; er hielt sich sogar überzeugt, daß er nicht einmal genöthigt sein würde, davon Gebrauch zu machen. Weitere Begleitung nahm er nicht mit sich.

Der Schloßflügel A., auch das Prinzenschloß genannt, lehnte sich im rechten Winkel an das neue Palais, welches die herzoglichen Gemächer enthielt; auf ihn wieder stieß senkrecht der Flügel B. oder das Rothe Schloß, das den allerältesten Theil des ganzen Baues bildete. Im Rothen Schlosse wohnten verschiedene Hofchargen, Cavaliere und Damen, auch höhere Bedienstete mit ihren Familien; aber die gesammte Beletage stand zur Zeit ganz leer, und von dieser hatte eben der General gesprochen. Ebenso war es im Schloßflügel A. oder dem Prinzenschlosse; hier hatte die Beletage der Prinz Heinrich inne und befand sich dieser auch zur Zeit anwesend.

Von diesem Prinzen müssen wir näher sprechen; er galt

als Sonderling und stand in eigenthümlichen Verhältnissen zu der herzoglichen Familie.

Jetzt ein Mann von fünfundvierzig Jahren, war er der Sohn der einzigen verstorbenen Schwester des regierenden Herzogs, die eine Art Mißheirath gemacht hatte, indem sie sich, gegen den Willen ihres Bruders und die hohe Politik der Familie, mit einem auswärtigen, jüngern und liebenswürdigen Fürsten vermählte, dem durchaus keine Aussicht erblühte, jemals auf irgend einen Thron zu gelangen; übrigens starb er sehr bald und hinterließ der Gemahlin und dem Sohne kein bedeutendes Vermögen, wodurch Erstere auch genöthigt wurde, zu ihrem Bruder zurückzukehren.

Dem Herzoge und seiner Gemahlin war dies sehr wenig angenehm; sie betrachteten die verwittwete Fürstin und den jungen Prinzen mit scheelen Augen, und man sagte, daß ihre Härte nicht wenig dazu beigetragen hatte, die arme, übrigens sehr stolze Frau dem Grabe zuzuführen. Als sie starb, war Prinz Heinrich sechszehn Jahre alt. Er schien frühzeitig gereift zu sein, wozu wohl die Erkenntniß seiner eigenen und seiner Mutter Stellung an diesem Hofe, und Kummer oder Verdruß darüber, Veranlassung gegeben. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und war ein leidlich hübscher Jüngling, aber der stolze und eigenwillige Charakter der Mutter verleugnete sich nicht in ihm; sein Gemüth war verbittert, sein ganzes Wesen nahm etwas Abstoßendes an, und da er wohl bemerken mußte, daß er deshalb allgemein nicht sehr geliebt wurde, suchte er sich immer mehr abzuschließen und in sich selbst zurückzuziehen.

Nach der in der Familie herrschenden Sitte wurde er Soldat, machte natürlich eine sehr rasche Carrière und be-

kleidete mit vierundzwanzig Jahren schon den Rang eines Generals, auf dem er stehen bleiben mußte, weil es in der herzoglichen Armee keine höhere militärische Stellung gab; ein selbstständiges Kommando vertraute ihm der Herzog nicht an, wiewohl der junge Prinz dazu recht gut befähigt gewesen wäre.

Das hatte ohne Zweifel auch seine Ursache; sie war Mißliebigkeit und eine Art Eifersucht. Die Ehe des Herzogs war nicht von Kindern gesegnet, und die Frage der Thronfolge immer noch offen geblieben. Prinz Heinrich, als nächster Verwandter des regierenden Herrn, besaß eigentlich die natürlichsten Rechte darauf, aber die Herzogin intriguirte gegen ihn zu Gunsten eines ihrer Verwandten, dem man gewisse Ansprüche unterzuschieben verstand; nebenbei erklärte sich auch die Stimme fast des gesammten Landes gegen den unbeliebten Prinzen.

Prinz Heinrich wußte dies Alles recht gut; er zog sich, wie gesagt, vom Hofe zurück, wo er konnte, auch von der Oeffentlichkeit; aber Niemand bezweifelte, daß er im Geheimen Schritte that, seine Rechte zu sichern. Wahrscheinlich, um diese Pläne besser zu verbergen, zeigte er äußerlich immer mehr Theilnahmlosigkeit und Gleichgiltigkeit gegen die ganze Welt. Es hieß, daß er sich fortwährend mit wissenschaftlichen Studien beschäftige, er ging selten aus, hatte keine Freunde und lebte in seiner Wohnung im Prinzenschlosse ganz zurückgezogen; mußte er bei Hofe erscheinen, so trat er starr und kalt auf. So hatte er auch dieses Mal nicht das herzogliche Paar auf dessen Sommerausflügen begleitet, in Abwesenheit des Herzogs aber auch entschieden jede Theilnahme an den Regierungsgeschäften abgelehnt; in der Residenzstadt und dem ganzen Lande war er beinahe vergessen.

Soviel einstweilen über Prinz Heinrich. —

Lieutenant von Merwitz begab sich also an den ihm vom General von Löwenhorst bezeichneten Punkt, wobei er recht stille und unheimliche, meistens nur matt oder gar nicht erleuchtete Corridore und Treppen zu passiren hatte. Er fand die Schildwache auf ihrem Posten dicht an der großen Verbindungsthür, deren einer Flügel von schwerem Eichenholze nur geöffnet stand. Hier brannte ziemlich hell eine große Wandlampe mit neusilbernem Reflector und verbreitete ihren Schein wenigstens einige dreißig Schritte weit über den Corridor mit nackten Wänden und über das hohe Deckengewölbe; weiterhin von der Thür ab sah der Gang wie ein in tiefer Finsterniß gähnender Schlund aus.

Der Offizier wurde vorschriftsmäßig von der Schildwache angerufen, als er aus dem Dunkel hervortrat; aber man merkte dem Soldaten doch recht gut die Aengstlichkeit und Unsicherheit an; er schien auch ordentlich frei aufzuathmen, als der Lieutenant ihm erklärte, daß er ihm auf seinem Posten Gesellschaft leisten würde. Der Mann kannte also schon die Sachlage.

Herr von Merwitz hielt es auch für das Geeignetste, ganz offen zu Werke zu gehen.

„Sie kennen schon die Geschichte von dem Gespenste?" fragte er zuerst.

„Zu Befehlen, Herr Lieutenant."

„Es giebt keine Gespenster, man wird Ihnen das hoffentlich schon in der Schule gesagt haben; es sind schlechte, übelwollende Menschen, vielleicht Verbrecher, die einen solchen Aberglauben mißbrauchen."

Der Soldat sah ziemlich trübe darein; keine Frage, daß

er die freisinnige Meinung seines Offiziers durchaus nicht vollkommen theilte, und es war für Letzteren nicht die Zeit vorhanden, durch vernünftige Belehrung hier ein alteingewurzeltes Vorurtheil mit Stumpf und Stiel auszurotten.

„Gut,“ sagte er, ohne sich dem Versuch dieser schweren Aufgabe zu unterziehen, — „lassen Sie das vermeintliche Gespenst kommen oder nicht, ich werde Ihnen zur Seite bleiben, dort hinter dem Thürflügel. Sie rufen, wie es Ihre Instruction besagt, jeden sich Ihnen auf dem Corridore Nähernden, welche Gestalt er auch haben mag, an und brauchen sich vor dem Teufel selbst nicht zu fürchten; dies soll überhaupt kein Soldat thun; wenn es nothwendig wird, trete ich selbst schon dazwischen.“

Der Soldat antwortete wieder: „Zu Befehlen!“ und der Lieutenant zog sich hinter die eichene Flügelthür zurück.

Es war ein langweiliges und ermüdendes Warten für ihn, und die Gedanken, die sich an seine eigenen Interessen knüpften, reichten nicht aus, um ihn damit vollständig zu versöhnen. In der Einsamkeit und Stille, die nur durch das monotone Geräusch der auf- und abgehenden Schildwache unterbrochen wurde, in der halben Finsterniß, kam eine düstere, niederdrückende Stimmung über ihn. Bald verwünschte er diesen fatalen Posten, bald wieder spähte er erwartungsvoll nach dem Gespenste aus; es verlangte ihn darnach, den Spuk aufzuklären, aber beinahe glaubte er selbst schon an Uebernatürliches, wenigstens träumte er sich in alle Möglichkeiten hinein.

Zwölf Uhr war vorüber, und Lieutenant von Merwitz, in der Ueberzeugung, daß es sich bloß um ein ganz leeres Gerücht gehandelt habe, verspürte schon die größte Lust, sich zurückzuziehen, wäre er nicht verbunden gewesen, dem Kom-

mandanten andern Tages seine Meldung dahin abzustatten, wenigstens bis ein Uhr geduldig ausgeharrt zu haben.

Da zuckte er auf einmal zusammen; er vernahm, wie die Schildwache sich unruhiger bewegte und einige Worte murmelte, die vielleicht ihm gelten sollten; gleichzeitig hörte er auch ein leichtes, eigenthümliches Geräusch wie von schleppenden Gewändern. Sofort nahm er seine Position so, daß er den Corridor überblicken konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Was er sogleich bemerkte, machte in der That einen überraschenden, höchst peinlichen Eindruck selbst auf den vorurtheilslosen Verstand und ein muthiges Herz.

Aus dem Schatten am unteren Ende des Corridors trat langsam eine gänzlich in Weiß gehüllte Gestalt hervor, sogar das Gesicht war bedeckt, kein Tritt, und nur das Rauschen des langen Gewandes auf dem Fußboden war vernehmbar. Die Phantasie eines abergläubischen Menschen mochte diese Figur noch mit allen möglichen Schrecknissen umkleiden; Lieutenant von Merwitz faßte sich aber schnell wieder und erblickte in der Erscheinung nur das ziemlich plumpe Spiel eines Betrügers.

Dem Posten erging es ohne Zweifel anders; er fällte allerdings das Gewehr und machte den Versuch, das militärische „Halt! — Werda?" hervorzubringen, aber die Worte blieben ihm halb in der Kehle stecken. Die weiße Figur schritt jetzt rasch auf ihn zu und erhob dabei, wie drohend, den einen Arm, ohne indessen einen Laut von sich zu geben. Dieses Einschüchterungsmittel genügte auch vollkommen für den Soldaten; er mußte die Nähe seines Offiziers wohl gänzlich vergessen haben, denn er ließ die Waffe aus den zitternden Händen fallen, so daß sie auf den Boden niederklirrte, und sank halb ohnmächtig gegen die Wand zurück.

Das Gespenst eilte rasch an ihm vorüber und passirte die offen stehende Thür; in demselben Augenblicke wurde es jedoch von den Armen des Lieutenants ziemlich unsanft ergriffen. Alles war so schnell vor sich gegangen, daß er nicht einmal Zeit gewonnen hatte, den Degen zu ziehen, und wenn er auch die volle jugendliche Körperkraft besaß, so war er doch kein Riese oder im Ringkampfe so gewandt, daß ein überlegener Gegner sich nicht leicht von ihm zu befreien vermocht hätte.

Aber er fand keinen nennenswerthen Widerstand, und sowohl dies, wie ein leichter Aufschrei des gespenstischen Wesens belehrten ihn augenblicklich, daß er eine Frau vor sich habe. Lieutenant von Merwitz gebot über Geistesgegenwart und rasche Gedankencombination; sofort sagte er zu sich selbst:

„Es liegt hier irgend ein galantes Abenteuer einer Kammerzofe oder dergleichen vor, — weiter nichts! — Aber der Sache muß ein Ende gemacht werden um der armen Kerle willen, die hier von ihrem Posten in den Arrest oder das Lazareth wandern."

„Wer sind Sie?" fragte er dann rasch und laut; „Sie treiben hier ein ebenso schlechtes als gefährliches Spiel!"

„Herr Lieutenant von Merwitz!" stammelte die Gefangene nun in flehendem Tone.

Der junge Offizier war abermals auf das Höchste überrascht, daß man seinen Namen kannte; er erinnerte sich nicht, daß er irgend eine weibliche Bekanntschaft im herzoglichen Schlosse haben könne; außer auf der Wache war er daselbst nur hin und wieder bei großen Hofbällen gewesen, wo die jüngeren Gardeoffiziere in ihren Uniformen eigentlich nur zur Staffage dienten.

„Sie müssen sich entschleiern," sagte er kurz; „meine

Pflicht gebietet, Sie zu verhaften; aber ich will sehen, was sich thun läßt, wenn ich nur Ihre Persönlichkeit feststellen kann, und Sie mir das Versprechen geben, dieses leichtsinnige Spiel nicht fortzusetzen."

Die weiße Dame ergriff seine Hand und drückte sie beinahe krampfhaft, dabei flüsterte sie: „Kommen Sie weiter ich bin verloren, wenn der Soldat mich erkennen sollte!"

In diesen Worten sprach sich die tiefste Angst aus und dabei eine so innige Bitte, daß der Offizier nicht widerstehen konnte; er bedachte übrigens selbst, daß es besser sein möge, wenn der Soldat nicht Zeuge einer vielleicht fatalen Entdeckung würde. Aber er behielt seine Arrestantin fest an der Hand, als sie rasch nebeneinander den Corridor im Prinzenschlosse hinabgingen.

„Nicht weiter!" sagte die weiße Dame plötzlich, unter einer Wandlampe stehen bleibend. „Ich begreife, daß ich einer demüthigenden Offenbarung nicht entgehen kann, aber ich appellire an Ihre Güte, Herr von Merwitz, an Ihr Ehrgefühl; Sie dürfen mich nicht schonungslos preisgeben!"

Damit schlug sie den Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, bei Seite; der Lieutenant trat in schreckhafter Betroffenheit, indem er ihre Hand losließ, zurück.

„Meine Gnädigste —"

„Still, still! — Nennen Sie um des Himmelswillen keinen Namen! Es soll Ihnen volle Aufklärung werden, morgen schon oder doch in den nächsten Tagen; — aber Sie werden mich nicht öffentlich compromittiren, nicht wahr?"

Diesmal schien Lieutenant von Merwitz seine Geistesgegenwart verloren zu haben; mit gesenktem Haupte stotterte er: „Nein, nein! wie könnte ich es? — Aber ich beschwöre

Sie, setzen Sie sich nicht mehr dieser Gefahr aus, — man wird morgen und in den nächsten Tagen noch schärfere Wache halten, — ich bin vom Kommandanten selbst instruirt worden, — ich befinde mich in der peinlichsten Verlegenheit —"

„Aber Sie lassen mich jetzt doch meinen Weg fortsetzen? — Was mögen Sie nur von mir halten? — Ich bitte Sie inständigst, gedulden Sie sich nur bis morgen, dann werde ich mich bei Ihnen rechtfertigen. Aehnliches kann nie wieder vorkommen, — ich bin sehr unbedacht gewesen!"

„Ich weiß noch nicht, was ich thun soll und kann," erwiderte der Lieutenant; „ich verspreche Ihnen nur, daß ich Ihren Namen nicht nennen werde."

„Dank, Dank, Herr von Merwitz! Wir sehen uns wieder!"

Die weiße Dame verschwand rasch, ihren Weg über den Corridor fortsetzend, und der Lieutenant kehrte in einer Stimmung zurück, um die ihn gewiß Niemand beneiden konnte; er fühlte, daß er seine militärische Schuldigkeit nicht gethan hatte, vielleicht zum ersten Male in seiner Dienstzeit; aber er sagte sich auch, daß er nicht anders handeln konnte und suchte sich mit der Mahnung des Kommandanten zu trösten, daß er nicht zu energisch und rücksichtslos auftreten dürfe; dessenungeachtet war er doch sehr unzufrieden mit sich selbst.

Als er zu dem Posten zurückkehrte, hatte sich der Mann schon von seinem Schrecke erholt und stand wieder mit dem Gewehr im Arme da; aber Angst und Furcht vor Strafe spiegelten sich doch noch in seinen Gesichtszügen, und er schien es fast als ein Wunder zu betrachten, daß sein Lieu-

tenant so wohlbehalten, wenn auch sehr ernst, wieder vor ihm erschien.

„Sie sind ein furchtsamer, für den Soldatenstand eigentlich untauglicher Mensch," sagte der Lieutenant streng zu ihm; „wären Sie mir zu Hilfe gekommen, so würde mir das sogenannte Gespenst nicht entwischt sein. Meinen Sie, daß Gespenster, wie sie in Ihrem schwachen Hirne existiren, vor einem Menschen fliehen würden? — Das ist hier eine böse oder alberne Betrügerei, die sich irgend ein Schloßdiener zu Schulden kommen läßt. Halten Sie nur aber den Mund darüber, sonst sind Ihnen ein paar Wochen Arrest sicher wegen Ihres albernen Verhaltens. Verstehen Sie mich?"

„Zu Befehlen, Herr Lieutenant!" Und in den jammervollen Mienen des armen Burschen stand deutlich genug geschrieben, daß er sich lieber die Zunge abbeißen würde, als irgend einem, selbst seinem besten Kameraden eine Mittheilung von diesem Vorfalle zu machen.

Der Lieutenant ging in seine Wachtstube zurück.

II.

Am andern Morgen machte Lieutenant von Merwitz, während er den noch fortlaufenden Wachtdienst versah und in den Zwischenpausen, eine eigenthümlich ernste Miene, die ihm sonst gar nicht eigen war. In dem gewöhnlichen offenen Rapporte an den Kommandanten hatte er kein Wort von seinem Gespenster-Abenteuer erwähnt, aber eine verschlossene Meldung beigelegt des kurzen Inhalts, die „weiße Dame" sei ihm allerdings zu Gesichte gekommen, indeß auf

beinahe unbegreifliche Weise wieder entschlüpft, so daß die Persönlichkeit nicht festzustellen gewesen wäre.

Dies war ohne Zweifel eine sehr unvollkommene und sonderbare Angabe, die den General schwerlich befriedigen konnte; aber was sollte der Lieutenant anders thun, wenn er nicht rücksichtslos das Geheimniß eines Namens preisgeben wollte, den zu verschweigen ihn doch sein Ehrgefühl verpflichtete? Er konnte sich auch sehr gut denken, daß der General von dieser Meldung nicht befriedigt sein und nähere Aufklärung verlangen würde, und wenn es ihm schon so wie so sehr zuwider war, nicht die volle Wahrheit auszusprechen, so mußte er jetzt noch einer dienstlichen Rüge entgegensehen, die vielleicht gar auf seine ganze weitere Carrière Einfluß haben konnte; man durfte seinen persönlichen Muth bezweifeln, seine militärische Befähigung überhaupt.

Er erwartete den Besuch des Generals von Löwenhorst, und er sollte sich darin auch nicht täuschen; kaum eine Stunde nach Absendung des Rapportes erschien Jener, wie am vergangenen Abende, in der Offizierswachtstube; seine Mienen verriethen das größte Interesse, aber auch schon im Voraus eine Art strenger Unzufriedenheit.

„Ihre Meldung klingt sehr sonderbar, Herr Lieutenant," sagte er; „ich ersuche Sie, mir genauen, mündlichen Bericht abzustatten."

Der junge Offizier sah auch ganz niedergeschlagen aus es schwebte ihm schon auf der Zunge, dem General die volle Wahrheit zu sagen und an seine Nachsicht zu appelliren, daß er ihm den Namen jener Dame zu nennen erlasse; aber das war in seiner Stellung und in den rein dienstlichen Verhältnissen zuviel gewagt; er dachte auch an sein Ver-

sprechen, das er Jener gegeben hatte. Es blieb ihm daher nichts übrig, als eine Nothlüge zu Hilfe zu nehmen.

Er erzählte, wie er sich hinter der Thür aufgestellt und das sogenannte Gespenst erwartet habe, wie dasselbe endlich erschienen, und der Posten darüber außer Fassung gekommen sei; nun wäre es ihm auch gelungen, die weiße Frau zu ergreifen, und er hätte dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß unter der Verkleidung ein weibliches Wesen von Fleisch und Blut steckte, aber dasselbe hätte sich sehr geschickt wieder von ihm losgemacht und sei entflohen, er selbst, als er folgen gewollt, unglücklicherweise ausgeglitten und gefallen, wodurch Jener die Flucht glückte. Schließlich sprach er seine Ueberzeugung aus, die ganze Geschichte drehe sich nur um die galante Intrigue eines Kammermädchens, vermuthlich mit einem Bedienten des Prinzen Heinrich, und man habe den Weg durch die zweite Etage gewählt, weil die untere von mehr Schildwachen besetzt sei.

Der Kommandant schüttelte zu dem Allen wiederholentlich den Kopf und kaute verdrießlich an seinem grauen Schnurrbarte; er mochte die Vermuthung des Offiziers doch wohl nicht theilen, da er der Sache von vornherein so viel Wichtigkeit beigelegt hatte, andererseits war er mit Jenem unzufrieden; indessen konnte, allem Anscheine nach, nur von einer Ungeschicklichkeit, nicht von bösem Willen die Rede sein, und welche gerechte Vorwürfe kann man am Ende Jemandem darüber machen, daß er ausgleitet und fällt?

General von Löwenhorst meinte also nur mit einem Blicke, der dem Lieutenant von Merwitz allerdings empfindlich sein konnte, er bedaure sein Mißgeschick und hoffe, daß der nächste Offizier der Wache mehr Glück haben werde,

wenn sich der Spuk noch einmal sehen ließe; dann ging er wieder mit kaltem und kurzen Gruße, und der Lieutenant hatte später nur zu oft Gelegenheit, zu bemerken, daß er bei dem Kommandanten ziemlich unbeliebt geworden war.

Sprechen wir nun einstweilen von dem zierlichen Briefe, den Hugo von Merwitz am vergangenen Abende mit so großem Vergnügen und Interesse geschrieben zu haben schien. Derselbe war durch Vermittelung seines getreuen Burschen oder militärischen Dieners bereits an die Adresse gelangt, die in feinen und schönen Schriftzügen auf dem Couverte stand:

„Fräulein Elise Werdenberg — hier.“

Dieser Name klang sehr einfach und bescheiden, doch kannte ihn fast Jeder in der Residenz, wenigstens den Familiennamen, denn denselben trug der sehr geachtete Herr Oberbürgermeister. Wer in der guten Gesellschaft Zutritt hatte, dem war auch Fräulein Elise mehr oder weniger persönlich bekannt; denn, die älteste Tochter des Hauses, war sie unbestritten eine der lieblichsten, wenn auch nicht gerade farbenprächtigsten Blumen, welche sich in den Salons zu dem duftigen Kranze verflochten, der die jüngere elegante Männerwelt, wohl auch manches ältere Herz, entzückte. Uebrigens wußte auch Jedermann, daß Fräulein Elise Werdenberg seit einem halben Jahre die öffentliche, verlobte Braut des Lieutenants von Merwitz war, ein Glück, um das er doppelt beneidet wurde, einmal ihrer anziehenden Persönlichkeit, dann der recht ansehnlichen Mitgift wegen, die sie bei ihrer Verheirathung zu erwarten hatte.

Hugo von Merwitz besaß kein Vermögen, hatte bis zu seiner Verlobung sogar recht einsam in der Welt dagestanden.

Sein Vater, ein pensionirter Stabsoffizier, war schon seit Jahren verstorben, ebenso seine Mutter; Geschwister besaß er nicht, und die weitläufigere Verwandtschaft bekümmerte sich nicht weiter um ihn, nachdem sie ihn in dem Kadettenhause der herzoglichen Armee untergebracht gehabt hatte. Er verdankte es seinem eigenen Fleiße, militärischen Anlagen und gesitteten Betragen, daß er verhältnißmäßig früh Offizier wurde, sogar in der Garde, und wiewohl er als ein heiterer und liebenswürdiger Kamerad galt, wußte er sich doch von den mancherlei Verführungen fernzuhalten, denen viele Seinesgleichen, die pecuniär viel besser situirt waren, unterlagen.

Er war über allem Verdachte erhaben, sich Elise Werdenberg um ihres Vermögens willen genähert zu haben; um so mehr wurde das Brautpaar von allen Wohlmeinenden beglückwünscht; es hatte sich hier nur Herz zum Herzen gefunden. Um die Zeit, in der unsere Geschichte spielt, und sie langt noch nicht sehr weit zurück, bestand, besonders in kleinen Staaten, wo alle Verhältnisse auch kleinlicher zu sein pflegen, und Adel und Offiziercorps sich möglichst abschließende Kasten bilden, noch häufig das Vorurtheil, sich mit dem Bürgerstande nicht zu nahe zu liiren, am wenigsten durch Heirathen. Daher fehlte es auch nicht an Solchen, welche die Wahl des Lieutenants von Merwitz entschieden mißbilligten, obgleich sie den persönlichen Vorzügen seiner Braut volle Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten; aber man hütete sich wohl, ihm dies offen zu sagen, denn man kannte ihn als entschlossen und kurz angebunden, wo es sein Recht und seine Ehre zu wahren galt, und dann glaubte man auch schon ein Auge zudrücken zu können, da Herr Werdenberg eine immerhin einflußreiche Stellung bekleidete, die ihm sogar, nicht

seiner Familie, die Hofgemächer öffnete, und er überdies noch ein so hübsches Vermögen besaß.

Wie dem nun auch sein mochte, das Brautpaar fühlte sich in hingebender Liebe sehr glücklich, und die kleine Trennung durch die vierundzwanzigstündige Wache des Lieutenants erschien ihm schon so wichtig, daß Letzterer das Versprechen abgelegt und, wie man sieht, auch erfüllt hatte, an Elise einen langen Brief zu schreiben, in dem er ihr eigentlich nichts weiter mitzutheilen wußte, als daß er fortwährend an sie denke; der Gespenstergeschichte hatte er dabei nicht erwähnt, denn einmal kam der Besuch des Generals von Löwenhorst zu spät für den Schluß des Briefes und dann sollte die Sache ja auch möglichst ein dienstliches Geheimniß bleiben; nach der Entdeckung, die er in der Nacht gemacht, fühlte er sich auch umso weniger veranlaßt, ein Postscriptum hinzuzufügen.

Endlich, um die Mittagszeit, kam die ersehnte Ablösung der Wache; Lieutenant von Merwitz verließ die Letztere aber nicht mit so leichtem und frohen Herzen wie sonst; er fürchtete, das nächtliche Abenteuer könnte doch noch einen unangenehmen Ausgang für ihn nehmen, und scheute sich beinahe, Elisen unter die Augen zu treten, da er nicht ganz aufrichtig gegen sie sein durfte.

In dieser peinlichen Empfindung suchte er unwillkürlich seinen Besuch im Werdenberg'schen Hause zu verzögern; er dachte auch viel daran, daß „die weiße Dame" ihm für diesen Tag Aufklärung versprochen hatte, die er doch nur brieflich erwarten konnte. Wenn man vor einem solchen Räthsel steht, mag es Einen auch nicht allernächst berühren, so fühlt man sich meistentheils von großer, innerer Unruhe heimgesucht, die mit aller Vernunft und Gleichgiltigkeit zu be-

kämpfen eben nicht jeder Natur gegeben ist; selbst eine peinlich berührende oder gar schmerzende Gewißheit pflegt erwünschter zu sein wie dieses Hin- und Herschwanken der Gedanken. Lieutenant von Merwitz zweifelte auch noch sehr, ob die Dame ihn nicht in voller Ungewißheit lassen würde; denn eigentlich vermochte er nicht zu begreifen, wie sie ihn in ein Geheimniß von anscheinend so delicater Natur einzuweihen gedachte.

Elise mochte ihm seine Verstimmung, welche Mühe er sich auch gab, dieselbe zu verbergen, wohl anmerken; denn sie bestürmte ihn mit besorgten Fragen, ob er auf seiner Wache irgend eine Unannehmlichkeit erlebt habe; jedenfalls konnte sie aber nur annehmen, eine solche sei ganz dienstlicher Art gewesen und beruhigte sich schließlich dabei.

Das junge, jetzt einundzwanzigjährige Mädchen war eine schlanke, mittelgroße Blondine mit hellen und freundlichen blauen Augen, von zartem, rosigen Teint und einer Anmuth nicht allein in jeder Bewegung, sondern auch in jedem Worte, das stets aus der reinsten und liebevollsten Seele zu kommen schien.

Auch in dem ganzen Familienkreise wurde Hugo von Merwitz wie ein auf das Innigste mit ihm Verbundener behandelt, wie ein wirklicher Sohn, dem man volles Vertrauen und herzliche Zuneigung entgegenbrachte.

Der Oberbürgermeister, wohl seinem sechszigsten Jahre nahe, war ein großer und starker, noch vollkommen rüstiger und sich mit größter Würde ohne alle Anmaßung bewegender Mann; er sprach klar und entschieden, ohne dabei das Herz zu verleugnen, oder in einen pedantischen Ton zu fallen. Seine Gattin erschien als eine nicht weniger gemüthvolle Dame von feiner Salon-Bildung, ohne daß indessen der Sinn

für Familie und Wirthschaftlichkeit gelitten hätte; sie wurde von ihrem Manne warm geliebt, von ihren Kindern, denen sie die zärtlichste Mutter war, beinahe vergöttert. Die anderen Kinder, darunter eine Schwester und zwei Brüder, die noch die Schule besuchten, waren bedeutend jünger wie Elise, alle aufgeweckten Geistes und von artigem, liebenswürdigen Benehmen.

In solcher Umgebung mußte sich das Herz Hugo's bald wieder vollständig erwärmen und beruhigen; er hatte seine Begegnung mit der weißen Frau fast gänzlich vergessen, als er, spät Abends in seine ziemlich bescheidene Wohnung wieder ganz wohlgemuth und heiter zurückkehrend, auf seinem Tische einen kleinen, äußerst sauber und elegant aussehenden Brief vorfand. Erst anderen Morgens erfuhr er durch seinen Diener, der sich mit seiner Erlaubniß schon zur Ruhe begeben hatte, daß das Billetchen gegen Abend durch einen gewöhnlichen Straßen-Commissionär oder Dienstmann, wie man heutzutage sagt, abgegeben worden sei.

Dieser Brief beschwor in ihm auf einmal wieder die alte Unruhe herauf; er bezweifelte kaum noch, daß derselbe von der Hand geschrieben und an ihn abgesandt worden sei, die er in der vergangenen Nacht unter so eigenthümlichen Umständen in der seinigen gehalten habe. Es widerstrebte ihm fast, das Siegel zu erbrechen, das eine Phantasie-Vignette trug.

Wer könnte bestreiten, daß es in unserem Leben Augenblicke und scheinbar kleine Ereignisse giebt, die eine tief in das Gemüth einschneidende Ahnung mit sich bringen, wie von einem uns bevorstehenden Unheile? — Eine solche drängte sich auch dem jungen Offizier auf, und es half ihm nicht

viel dagegen, daß er ein wenig spöttisch darüber zu lächeln versuchte, als wollte er sich selbst Muth machen.

Nun, gelesen werden mußte der Brief unter allen Umständen; es blieb dem Adressaten ja immer noch unbenommen, nachher sich sein Urtheil zu bilden und demgemäß zu handeln.

Das Schreiben zeigte die gewandtesten, hübschesten Züge, unverkennbar von einer Damenhand, und war nur sehr kurz; es lautete:

„Herr von Merwitz.

Der Zufall hat uns in eine eigenthümlich vertrauliche Stellung zu einander gebracht; ich bin genöthigt, mich offen gegen Sie auszusprechen und kann dies auch kaum bedauern, da ich weiß, daß ich mit einem Cavaliere vom feinsten Ehrgefühle zu thun habe. Deshalb lade ich Sie ohne weitere Umstände ein, mir morgen Vormittag, oder wenn es sonst im Laufe des Tages Ihre Zeit erlauben sollte, Ihren Besuch zu machen; ich werde Veranstaltungen treffen, daß ich Sie sofort empfangen und mit Ihnen unter vier Augen sprechen kann.

Die Geheimnißvolle der gestrigen Nacht."

So mysteriös diese Zeilen immer noch gehalten waren, konnte für Lieutenant von Merwitz doch kein Zweifel vorliegen, von wem die Einladung ausging, und wo er die „Geheimnißvolle" zu suchen habe; er hatte sie ja deutlich genug zu seiner höchsten und peinlichsten Ueberraschung erkannt.

Es war die Comtesse Anna von Horn, zweite Hofdame Ihrer Hoheit der Frau Herzogin, ein Fräulein aus einer der ersten und reichsten Adelsfamilien des Landes, das durch alle körperlichen und geistigen Vorzüge ausgezeichnet, im fleckenlosesten, weiblichen Rufe stand und schon längst dadurch allgemeine Verwunderung erregte, daß sie durch die ihr so vielfach

zugetragenen Bewerbungen um Herz und Hand, die ihr selbst recht gut annehmbar erscheinen konnten, noch nicht im Mindesten gefesselt worden war. Die Einen sprachen von einer heimlichen Neigung der jungen Gräfin, auf die ihr gewöhnlich unbefangenes und heiteres Wesen freilich nicht deutete, Andere von ihrem kalten Herzen, und im Grunde wußte Keiner, welche Gedanken und Empfindungen ihr Benehmen leiteten; dabei blieb sie hochgeachtet und hatte den Vortheil, doppelt interessant zu werden. Bei dem herzoglichen Paare stand sie besonders in großer Gunst, und wenn sie dasselbe in diesem Jahre nicht auf seine sommerlichen Landsitze begleitet hatte, so lag dies nur daran, daß sie durch fortdauernde Unpäßlichkeit verhindert worden war.

Ihre Wohnung hatte sie, um der Herzogin immer nahe sein zu können, im Schloßflügel B. oder im Rothen Schlosse, wie auch die anderen Hofdamen. Was ihre Bekanntschaft mit dem Lieutenant von Merwitz betraf, so beschränkte dieselbe sich nur darauf, daß er sie häufig bei Hofe gesehen und einmal Gelegenheit gehabt hatte, in einer Quadrille ihr gegenüber zu tanzen, worauf dann bei dem Wechseln der Damen eine kurze, sehr artige, aber gleichgiltige Unterhaltung zwischen ihnen stattfand.

Der Lieutenant befand sich nun in keiner leichten Verlegenheit; eine der schönsten und angesehensten Damen des Hofes gab ihm ein vertrauliches Rendezvous unter vier Augen, und wenn dasselbe auch in Wirklichkeit nicht galanter Art war, so konnte es doch leicht diesen Anschein gewinnen; und was würde man dann von ihm denken, besonders seine Braut, der er nicht einmal eine offene Erklärung geben durfte?

Durfte er andererseits die Bitte oder das Verlangen der Comtesse abschlagen? Das wäre doch aller Achtung, die er ihr zu schulden glaubte, zuwider gewesen und konnte ihm übrigens, da sie bei den hohen Herrschaften in so großer Gunst stand, sehr gefährlich werden; er hatte es jetzt ja ohnehin schon mit der Mißbilligung des Generals von Löwenhorst zu thun. Hugo von Merwitz fühlte recht gut, daß er plötzlich auf das schlüpfrige Hofparquet gerathen sei, auf dem sich mit voller Sicherheit zu bewegen, er nie gelernt hatte, was ja auch gar nicht in seinem Berufe lag. Und dennoch zuckte, beinahe unbewußt, in ihm wieder eine Empfindung der Eitelkeit auf, daß eine so hohe, schöne und einflußreiche Dame ihn ihres Vertrauens würdige. Dazu kam wohl auch noch ein bischen die Neugierde, von der wir Menschen ja alle, wie unedel und verächtlich wir sie auch nennen mögen, nicht gänzlich frei sind.

Kurz, der junge Offizier glaubte schließlich nichts Anderes thun zu dürfen und zu können, als daß er der Einladung der Gräfin nachkam; indessen verschob er diesen Besuch doch bis zum Abend, wo es zu dunkeln begann, weil er hoffte, derselbe werde dann unbemerkter bleiben. Er kam wieder in die schiefe Lage, ein neues Geheimniß vor seiner Braut aufnehmen zu müssen, der er doch sonst so ganz offen sein Herz gegeben hatte; sein Ausbleiben aus dem Werdenbergischen Hause an diesem Abende entschuldigte er mit dienstlichen Obliegenheiten.

Es war schon ganz finster, als er nach dem Schlosse ging; er hatte auch eine äußerst sorgfältige Toilette gemacht und darüber den Mantel fest um sich geschlagen. Seine Offiziersuniform genügte vollkommen, ihn im Innern des Schlosses

passiren zu lassen; die Schildwache schulterte davor das Gewehr, und Keiner begegnete ihm, der ein Recht oder eine Veranlassung gehabt hätte, eine Frage an ihn zu stellen.

Die Gräfin Horn hatte eine ganze Reihe von Zimmern inne und zahlreiche Bedienung. Als Lieutenant von Merwitz seine Karte abgab, schienen die Diener schon instruirt zu sein; man ließ ihn in ein Vorzimmer treten, und eine Minute später wurde ihm gesagt, daß sein Besuch willkommen sei.

Er war sonst, wie schon gesagt, ein ganz flotter Lieutenant, aber das Herz klopfte ihm jetzt doch recht unruhig.

Ein galonnirter Diener öffnete ein paar Thüren, führte ihn durch prächtig möblirte Gemächer, und plötzlich sah er sich der Comtesse gegenüber, die ihn mit größter Ungenirtheit wie einen alten Bekannten begrüßte.

Anna hatte zu diesem Empfange eine sehr elegante, aber auch sehr einfache Toilette gemacht. Schöne Frauen wissen immer, wie sie am besten bestechen und fesseln können. Heute, dem Lieutenant von Merwitz gegenüber, war sie in ein hohes Kleid von schwarzer Seide gekleidet, hatte allen kostbaren Schmuck vermieden; aber um so natürlicher und verführerischer konnte sie ihm erscheinen. Sie besaß eine prachtvolle, imponirende Figur, hoch, schlank und dabei voll, und die keusche, ernste Hülle versteckte keineswegs diese Reize; ihre Gesichtszüge waren klassisch rein und edel, stolz und doch lieblich, je nachdem sie ihnen nach Belieben den einen oder andern Ausdruck vorzüglich verleihen wollte; das dunkle Haar wellte sich in natürlichen Locken von reichster Fülle um die hohe, weiße Stirn, und es lag ein eigener Reiz darin, wie sie unter den langen, schwarzen Wimpern die großen und klaren, tiefbraunen Augensterne versteckte oder wieder in brennendem Feuer aufschlug. Sie mochte damals sechsundzwanzig Jahre zählen.

Daß die Comtesse sich, selbst in einer so delicaten Situation, dem Lieutenant von Merwitz gegenüber mit vollständiger Sicherheit und gewandtester Tournüre bewegte, konnte bei der Erziehung, welche sie von Jugend auf erhalten, ihrem Stande und der Stellung als Hofdame, die sie schon seit mehreren Jahren bekleidete, nicht in Verwunderung setzen. Der junge Offizier war für sie wohl auch nur eine unbedeutende Person.

Letzteres hütete sie sich indessen, vor dem Lieutenant zur Schau zu tragen, sondern kam ihm, wie schon gesagt, mit der vertraulichsten Höflichkeit entgegen. Bei seinem Eintritte, nachdem sich der ihn einführende Diener sogleich wieder zurückgezogen hatte, erhob sie sich von einem gestickten Lehnsessel, auf dem sie, in einem Buche lesend, saß. Das Zimmer war hell erleuchtet, und die reichen Vergoldungen der Möbel und Tapeten, die frischen Farben der Fenstervorhänge und Teppiche, der Luxus an allen erdenklichen Schmuckgegenständen funkelten rings umher wie ein Meer von Strahlen. Dies Alles schien aber die schöne und stolze Persönlichkeit der jungen Gräfin nur noch mehr hervorzuheben und ergänzte wieder gewissermaßen ihre einfache Toilette.

„Herr von Merwitz," redete sie den sichtlich befangenen Offizier mit bezauerndem, leichten Lächeln an, „ich danke Ihnen herzlich für Ihren Besuch, der mir Gelegenbeit geben soll, mich über die verdächtige Rolle zu rechtfertigen, die ich zweifellos in der vorvergangenen Nacht Ihnen gegenüber spielte; ich darf wohl auch gleich meinen wärmsten Dank dafür hinzufügen, daß Sie mit so ehrenhafter und galanter Discretion verfahren sind, denn sonst wären mir doch wahrscheinlich schon sehr große Unannehmlichkeiten erwachsen."

Da sie ihm bei diesen Worten die kleine, weiße und schmale Hand reichte, blieb ihm nichts übrig, als dieselbe ehrfurchtsvoll an seine Lippen zu ziehen.

„Meine gnädigste Comtesse," erwiderte er, „ich war nicht im Stande, den Vorfall gänzlich zu verschweigen, da er durch die Aussage des anwesenden Soldaten dennoch zur Kenntniß meiner militärischen Vorgesetzten gelangen konnte, aber ich habe versucht, ihm eine möglichst einfache Färbung zu geben und bin überzeugt, daß er mit Ihrem Namen nicht in Berührung gebracht werden kann."

Trotz dieser bestimmten Versicherung schien Gräfin Anna doch wieder beunruhigt zu werden; dabei zogen sich die feinen, gewölbten Brauen näher aneinander, und die Oberlippe warf sich etwas stolz und trotzig auf. Indessen faßte sie sich sogleich und lud den Lieutenant ein, auf einem Sessel neben ihr Platz zu nehmen. Er beeilte sich, sie vollständig über seine, dem General eingereichte Meldung und die darauf folgende Unterredung aufzuklären, wobei sich dann auch wieder ihre Miene erheiterte, und das ruhige, freundliche Lächeln von Neuem hervortrat.

„Sie konnten nichts anderes thun, soviel begreife ich wohl von Ihren militärischen Pflichten," meinte sie. „Und Sie haben sehr edel gehandelt, Herr von Merwitz, mir ein so großes Opfer zu bringen; halten Sie sich überzeugt, daß ich dasselbe niemals vergessen werde."

„Und nun," fuhr sie fort, nachdem sie ihm abermals ihre Hand gereicht, und er dieselbe geküßt hatte, „ist es zuerst meine Pflicht, Ihnen die versprochene Erklärung zu geben."

Der Lieutenant wollte dies ablehnen, wiewohl er in der That nicht wenig gespannt darauf war; er meinte, er wage

sich kein Recht auf die Geheimnisse Anderer anzumaßen und bitte nur inständigst, daß die Dame um ihrerselbstwillen jenen gefährlichen Schritt nicht wiederhole, da der Kommandant verschärfte Wachsamkeit angeordnet habe.

„Ich danke Ihnen für diese wohlgemeinte Warnung," erwiderte sie, „und werde sie ganz gewiß befolgen; ich hatte mir die möglichen Folgen für alle Theile wirklich nicht so schlimm vorgestellt. Aber was sollten, was konnten Sie von mir denken, wenn ich Ihnen nicht mit voller Offenheit den Grund ausspreche, der mich anscheinend so leichtfertig handeln ließ? Nein, ich bin mir selbst dies schuldig! Sie kennen, wie alle Welt hier, mein Verhältniß zu der Frau Herzogin; daß mich die hohe Frau ihrer besonderen Gnade würdigt und mir in ihren kleinen Angelegenheiten volles Vertrauen schenkt, ist kein Geheimniß, und ich bin stolz auf diese Auszeichnung und stets mit wärmster Treue und Hingebung bemüht gewesen, sie zu verdienen. Sehen Sie hier diese Handschreiben meiner allergnädigsten Herrin, die meistens aus neuester Zeit datiren, da ich aus gewissen Gründen nicht das Glück haben konnte, stets an ihrer Seite zu bleiben!"

Sie stand rasch auf, nahm eine kleine, zierlich gearbeitete Chatoulle, öffnete dieselbe mit einem silbernen Schlüssel und ließ den Lieutenant eine ganze Anzahl wohlgeordneter Briefe erblicken, natürlich nur deren Außenseite, die zuweilen auch die herzogliche Krone und die Namenschiffre der Fürstin trug; die Handschrift der Letzteren kannte er nicht und begriff vorläufig auch nicht im Mindesten, wozu dieses eigenthümliche Vertrauen ihm dienen sollte. Die Gräfin verschloß alsbald das Kästchen wieder, stellte es bei Seite und fuhr, nachdem sie sich niedergesetzt hatte, fort: „Wir Frauen haben aber

nicht immer bloß mit kleinen Angelegenheiten zu thun, auf dem Parquet eines Hofes giebt es für uns auch zuweilen große und wichtige Interessen; wir sind nicht selten genöthigt, ein Bischen hohe Politik zu treiben. Hier stehen wir nun vor Angelegenheiten, über die ich mich nicht weiter aussprechen darf, doch vermuthe ich, daß Sie mich wenigstens annähernd verstehen werden, nachdem ich diesen Punkt nur flüchtig berührte. Der Frau Herzogin ist es wichtig erschienen, während ihrer jetzigen Abwesenheit von der Residenz besonders häufig mit mir zu correspondiren und zwar insgeheim; um dies durchführen zu können, bedurften wir einer Mittelsperson, eines alten, treuergebenen Diener, den ich aber nur im Prinzenschlosse und unter Anwendung allergrößter Vorsicht sprechen konnte. Diese Umstände führten mich, die ich eine recht rege Phantasie — ich weiß nicht, ob zu meinem Unglücke — besitze, auf die wohl abenteuerlich zu nennende Idee, den Weg einzuschlagen, auf dem Sie mich getroffen haben; ich vertraute sicher, besonders nachdem ich die ersten Erfolge gesehen hatte, auf die abergläubische Furcht der Soldaten; ich will sogar gestehen, daß ich mich daran ergötzte, denn ich bedachte auch nicht im Geringsten, den armen Leuten könnten, wie Sie mir nun mittheilten, üble Folgen daraus erwachsen. Doch nun bereue ich aufrichtig; ich begreife die Gefahr, der ich selbst mich ausgesetzt habe, und hier nehmen Sie noch einmal meine Hand darauf, daß ich nicht wieder so vermessen sein werde, die weiße Frau zu spielen!"

In dieser Erklärung, die mit dem offensten Tone gemacht und von Blicken begleitet wurde, wie sie nur einer reizenden Sünderin zu Gebote stehen, um ihren Richter zu bestechen, lag allerdings noch genug Geheimnißvolles, vielleicht sogar Un-

wahrscheinliches; aber einerseits fühlte sich Lieutenant von Merwitz gar nicht berufen, das Richteramt auszuüben, sodann war er allen höfischen Intriguen stets vollkommen fremd geblieben, als daß ihn dergleichen Verhältnisse nicht verwirren sollten, und endlich verfehlte der weibliche Zauber nicht allen Eindruck auf ihn.

Als er später allein und ruhiger überlegen konnte, sagte ihm sein Verstand wohl, eine so vornehme und einflußreiche Dame dürfte, um einen anscheinend einfachen Zweck zu erreichen, doch mehr sichere Mittel gefunden haben wie dieses, das sie jetzt selbst abenteuerlich nennen mußte. Aber Frauen haben ja ihre Capricen. Er hielt sich auch durchaus nicht für überzeugt, daß die Gräfin ihm die volle Wahrheit gestanden habe, glaubte aber, ihr dies nicht gerade übel nehmen zu dürfen, denn sie mochte durch höhere Rücksichten gebunden sein; hatte er selbst sich nicht einer Nothlüge bedienen müssen? Daß die Politik und Hofintrigue bei der ganzen Sache im Spiele seien, bezweifelte er nicht, denn ein leichtsinniges, galantes Abenteuer konnte er doch der Gräfin Anna, die sich eines so fleckenlosen Rufes und hoher Achtung erfreute, nicht zutrauen; er meinte, es würde sich wohl irgendwie um Prinz Heinrich gehandelt haben, und wenn ihm die Vermuthung auch gerade nicht zusagte, daß eine Dame wie die Gräfin gegen denselben intriguirte und spionirte, so ließ sich dies doch einigermaßen dadurch entschuldigen, daß sie im Interesse und Auftrage ihrer fürstlichen Herrin handelte.

Wozu auch alles Kopfzerbrechen über so ganz unverständliche Verhältnisse für ihn?

Es war ein anderes Interesse, das jetzt bei ihm in den Vordergrund trat: die persönliche Bekanntschaft mit der Gräfin.

Noch fühlte er sich immer ihr sehr fernstehend und wagte auch nicht, eine nähere Verbindung zu wünschen; dennoch würde es seine Eitelkeit nicht wenig verletzt haben, hätte sie ihm nun auf Nimmerwiedersehen den Abschied gegeben.

Dies schien aber auch nicht in ihrer Absicht zu liegen; nachdem sie die peinliche Erklärung vom Herzen und sich überzeugt hatte, daß er ihr Glauben schenke, lud sie ihn sehr freundlich ein, bei ihr noch eine Tasse Thee zu nehmen.

„Ein beinahe komisches Rendezvous unter vier Augen!" lachte sie munter, ohne alle Koketterie. „Was würden wohl unsere Residenzler, die seinen eigentlichen Grund nicht kennen, was unsere näheren Bekannten dazu sagen? Aber gleichviel, Herr von Merwitz, wir sind gute Freunde geworden, nicht wahr? und theilen obenein noch ein gefährliches Geheimniß. Uebrigens weiß ich, daß Sie glücklicher, verlobter Bräutigam sind."

Die letztere Aeußerung klang so neckisch und dabei auch wieder so gutmüthig-theilnahmvoll, daß man die scherzhafte Andeutung unmöglich übel nehmen oder darin eine unpassende Freiheit suchen konnte, und Hugo war es sogar lieb, daß seines Verhältnisses zu Elise Werdenberg erwähnt wurde, denn er glaubte dadurch eine mehr gesicherte Stellung der schönen Dame gegenüber gewonnen zu haben; als ob dies bei ihr wohl hätte nothwendig sein können.

Während die Gräfin ihm mit äußerster Anmuth den Thee servirte, plauderte sie in derselben unbefangenen und freundschaftlichen Weise fort und veranlaßte ihn dadurch, jede schüchterne Zurückhaltung aufzugeben. Insbesondere ließ sie sich von seinen Familienverhältnissen, seiner Vergangenheit und seinen jetzigen Umständen erzählen, und es konnte nicht ge-

leugnet werden, daß Hugo von Merwitz, wiewohl er noch keine bedeutenden Lebenserfahrungen gemacht hatte, sich recht gewandt und interessant auszudrücken wußte, wenn seine Gefühle erst einmal erwärmt waren; es sprach dann ein fast noch kindliches Herz aus ihm, er besaß Temperament und viel natürlichen Humor. Erst nach geraumer Zeit fiel es ihm ein, sich darüber zu wundern, daß er mit der Gräfin so schnell auf vertraulichen Fuß gekommen war, aber sie gab ihm gar keine Gelegenheit, einen anderen Ton anzuschlagen; endlich erschrak er förmlich, als er zufällig einen Blick auf die große Stutzuhr warf. Es war eilf Uhr geworden, und er hatte in dieser fesselnden Gesellschaft ungefähr drei Stunden zugebracht.

Comtesse Anna bemerkte seine Ueberraschung, schien selbst zu stutzen, brach dann aber sogleich in ein recht herzliches Lachen aus.

„Wenn es ein Vorwurf sein soll, daß wir uns, die Zeit gänzlich vergessend, so angenehm unterhalten haben," sagte sie, „so wollen wir denselben getrost zwischen uns theilen, Herr von Merwitz; ich versichere Sie, daß ich es nicht bereue, und wenn Sie mir wieder ein solches Vergnügen erzeigen wollen, werden Sie stets willkommen sein; es bedarf keiner besonderen Anmeldung. Vielleicht nehmen Sie einmal bald die Gelegenheit wahr, mir freundlichen Bericht darüber zu erstatten, ob der gestrenge General von Löwenhorst sich allmählich über die Gespenstererscheinung der weißen Frau beruhigt hat."

Selbstverständlich erwiderte der Lieutenant, wenn er es wagen dürfe, würde er seine Visite wiederholen.

„Bewahren Sie nur unser Geheimniß streng!" mahnte sie, als er sich empfahl, noch einmal lächelnd mit dem Finger

drohend. „Wenn man eine geliebte Braut hat — nun, Sie wissen, wir Frauen sind alle ein Bischen neugierig."

Es bedurfte dieser Mahnung, die mehr im scherzhaften Tone gemacht wurde, bei Hugo nicht, um ihn daran zu erinnern, daß er zu Elise kein Wort von dem nächtlichen Abenteuer sprechen dürfe, dann aber auch natürlich nicht von seinem heutigen Besuche bei der Gräfin. Wer wußte, ob sie den Letzteren so ganz unbefangen beurtheilen würde? Zwar hatte sie ihm noch niemals den geringsten Beweis von Eifersucht gegeben, aber es war auch eben nicht der leiseste Grund dafür dagewesen.

Jetzt, als er das Schloß verlassen hatte und sich wieder allein auf der Straße befand, schüttelte er doch mit recht ernster Miene den Kopf und murmelte vor sich hin: „Nein, sie darf unter keinen Umständen etwas davon erfahren; wie sollte ich ihr auch eine Erklärung darüber geben können?"

„Aber," setzte er weiter hinzu, „eine so liebenswürdige Dame, wie Comtesse Horn ist, werde ich diesen Besuch doch nicht wiederholen, ich könnte mich Elisen gegenüber dadurch leicht in eine ganz schiefe Lage bringen."

Armer Lieutenant von Merwitz! — Ein altes Sprichwort, das sich fast immer bewahrheitet, sagt: „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert." Und wenn es auch von uns, wie von Dir selbst höchst ungalant wäre, einstweilen die Comtesse Anna von Horn irgendwie mit der Hölle in Verbindung zu bringen, so wäre Dir doch zu rathen, Deinem guten Vorsatze recht energisch treu zu bleiben!

III.

Um dieselbe Zeit ungefähr, zu welcher der Lieutenant von Merwitz sich nach dem Schlosse begab, um der Gräfin seinen Besuch abzustatten, befand sich Prinz Heinrich in seinem Arbeitscabinet zusammen mit einem alten Manne, der offenbar die Functionen eines Kammerdieners bei ihm ausübte, mit seinem Herrn aber dennoch auf einem recht vertraulichen Fuße zu stehen schien, wiewohl er es in seinem äußeren Benehmen nicht an Devotion fehlen ließ.

Von dem Charakter des Prinzen, seiner Vergangenheit und jetzigem Leben ist schon die Rede gewesen; wir haben also nur noch seine körperliche Persönlichkeit vorzustellen. Wie gesagt, war er ein ganz hübscher und aufgeweckter Jüngling gewesen. Verdruß und wohl auch Kummer hatten indessen ihre Spuren, sowohl auf seinem Gesichte wie in seiner ganzen Haltung und seinem Benehmen zurückgelassen. Seine ansehnlich hohe, aber sehr magere Figur trug er gewöhnlich etwas vornüber gebeugt; wenn er lebhaft alterirt wurde, oder sein starrer Stolz deutlich hervortrat, wußte er sie aber auch sehr energisch und schnell aufzurichten, und dann sprühten die grauen, sonst so kalten Augen ein Feuer aus, das sein eigentliches Temperament und die Herrschsucht vollständig verrieth; fast nie sah man ihn lächeln, oder es geschah in verächtlicher, spöttischer Weise. Die etwas scharfe Adlernase, die hohe Stirn und die festgeschlossenen Lippen, die von einem kurzgehaltenen, schon, ebenso wie das Haar, stark in das Graue spielenden Schnurrbarte nicht bedeckt wurden, hatten etwas durchaus Aristokra-

tisches und waren nicht unschön, das spitze Kinn, die tiefen Züge um Augen und Mund, die matte Gesichtsfarbe und der Ausdruck der Augen empfahlen dagegen durchaus nicht und konnten nichts weniger als Vertrauen erwecken.

Nur wenn er bei Hofe oder militärischen Paraden erscheinen mußte, legte Prinz Heinrich seine glänzende Generalsuniform an, sonst trug er einfache, bürgerliche Kleidung, doch bei der Sorgfalt, die er darauf verwandte, erschien er darin immer vornehm. Aber an diesem Abende war er als General gekleidet, und dem Uneingeweihten hätte es auffallen können, warum er sich scheinbar soviel Gêne auferlegte, da seine ganze Umgebung dafür zeugte, daß er sich wirklich mit ernsten Arbeiten beschäftige.

In dem sehr einfach möblirten Arbeitscabinet waren die Secretairplatte und mehrere große Tische mit Papieren, Büchern und Landkarten förmlich überhäuft; man konnte aber leicht bemerken, daß alle diese Dinge nicht bloß eine Paradestaffage bildeten, sondern häufig benutzt wurden. Danach mußte sich der Prinz in allen möglichen Fächern beschäftigen und sich ein ziemlich ausgebreitetes Wissen angeeignet haben. Es war auch in der That so.

Soeben hatte er, in dem ledergepolsterten Lehnstuhl vor dem Schreibtische sitzend, einen Brief beendet, — er beschäftigte keinen Secretair, — und sich nun gegen den auf den Zehenspitzen eintretenden, alten Kammerdiener umgewandt, wobei er, anscheinend gleichmüthig, die Arme verschränkte und die Beine übereinander legte; der scharfe Blick bewies indessen, daß er einer, ihn interessirenden Mittheilung entgegensah.

Der Kammerdiener mußte das sechszigste Jahr wohl

schon hinter sich haben, sah aber verhältnißmäßig noch recht rüstig aus, obgleich er nur eine kleine und schmächtige Gestalt besaß. Sein Haar war freilich schon sehr spärlich geworden und schneeweiß. In allen seinen Bewegungen lag eine fast peinliche Beschränkung und Vorsicht, der es aber auch nicht an sicherer Gewandtheit fehlte, er sprach selbst leise, als ob er fürchtete, das Ohr seines Gebieters durch den Ton seiner Stimme zu verletzen. Und dennoch sah man diesem Manne an, daß er, bei aller Intelligenz in dem Ausdrucke seiner Augen, nicht zu den verschmitzten Hofdienern zu zählen sei, welche sich durch übertriebene Schmeichelei und Demuth Gunst zu verschaffen suchen, sondern daß er es ehrlich mit seinem Herrn meinte und demselben vollständig ergeben war; um so gefährlicher konnte er in dessen Interesse vielleicht anderen Leuten werden.

„Nun, Heinzmann?" meinte der Prinz nur.

„Es geht Alles vortrefflich, gnädigster Herr, man scheint uns förmlich in die Hände zu arbeiten. Der General von Löwenhorst hat einen großen Fehler begangen, wenn ihm daran so ernstlich lag, die bewußte Geschichte nicht in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen; vom militärischen Standpunkte aus mag er allerdings Recht haben. Er hat den albernen Soldaten, der sich vor Gespenstern fürchtete und das Gewehr wegwarf, in Arrest geschickt; dadurch ist die Sache unter den Kameraden ruchbar geworden und theils durch sie, theils durch unsere Veranstaltungen in das große Publikum übergegangen; man spricht jetzt schon in der ganzen Stadt, besonders unter dem niederen Volke, von dem Wiedererscheinen der weißen Frau und bringt dasselbe in die

nächste Verbindung mit dem seit einigen Tagen eingetretenen Unwohlsein des Herrn Herzogs."

Der Prinz lächelte in der vorher angedeuteten Weise, schien dabei aber doch ganz befriedigt. „Und man bespricht in diesen untergeordneten Kreisen nicht die Frage der Thronfolge?" meinte er.

„Sicherlich, Hoheit. Die von mir angestellten Agenten sorgen schon dafür; aber am Ende bleibt es dem gewöhnlichen Volke ziemlich gleichgiltig, wer —"

Der alte Kammerdiener stockte etwas verlegen, und der Prinz unterbrach ihn auch sofort: „Ich verstehe Dich wohl, Heinzmann. Sie haben mich beinahe vergessen, und wenn sie sich hier und da meiner noch erinnern, so schütteln sie die Köpfe und meinen, unter der Regierung eines stillen Einsiedlers würde nicht viel für sie selbst zu erwarten sein. Da sind die großen und kleinen Fabrikanten und Ladenverkäufer, sie wollen von einem glänzenden und kostspieligen Hofleben profitiren; der Pöbel will zu seiner Belustigung prunkvolle Feste haben, ja, man erkauft die Gunst des Volkes nur mit Gold!"

Prinz Heinrich hatte schon einen sehr bitteren Ton angenommen und starrte düster vor sich hin. Der Kammerdiener schien seine Meinung doch nicht ganz zu theilen oder dieselbe ihn wenigstens zu betrüben.

„Gnädigster Herr," wagte er nach einer Pause zu bemerken, „es giebt in einem Volke auch noch andere Elemente, die an dem ihnen aus göttlichem und menschlichen Rechte angestammten Herrscher mit Liebe uud Verehrung hängen, und wenn Eure Hoheit erst den Platz eingenommen haben werden, der Ihnen gebührt —"

„Sie sollen mich dann anders kennen lernen, wie bisher!“ unterbrach ihn der Prinz, und es ließ sich nicht recht unterscheiden, ob diese Worte nicht halb wie eine Drohung klangen; ohne Zweifel wollte er selbst diesen Eindruck aber wieder abschwächen, indem er hinzusetzte:

„Du weißt am besten, Heinzmann, daß ich bisher nicht anders auftreten und handeln konnte, wollte ich nicht das Mißtrauen der regierenden Herrschaften noch mehr bestärken und mir alle Möglichkeit aus den Händen geben, für mein gutes Recht zu wirken. Ich hätte vielleicht einen bequemeren und auch erfolgreicheren Weg dazu gewählt, würde ich frivolen Leichtsinn erheuchelt und das Geld mit vollen Händen weggeworfen haben, um mich bei dem gewöhnlichen Volke beliebt zu machen und seine Anforderungen zu befriedigen; aber diese Rolle widerspricht einmal zu sehr meinem Charakter, und man würde daraus gewiß Gelegenheit genommen haben, meine Unfähigkeit für dereinstige Uebernahme der Regierung zu beweisen. Aber ich werde einmal hervortreten, wie ich wirklich bin; ich hoffe, daß die Zeit dazu bald gekommen sein wird, denn ich leide unter der Verstellung und den Opfern, die ich mir auferlegen muß.“

Die feine, mit Ringen bedeckte Hand ballte sich unwillkürlich, und der Prinz erhob sie wie drohend und beschwörend. Der Kammerdiener machte eine sehr besorgte Miene, und es schienen ihm mahnende oder bittende Worte auf den Lippen zu schweben, aber er fürchtete sich wohl, bei dem gereizten Zustande seines Herrn dieselben auszusprechen. Prinz Heinrich faßte sich auch schnell wieder.

„Gegen Dich, alte, treue Seele,“ meinte er beinahe weich, „darf ich mich wohl einmal offen aussprechen und der

Bitterkeit meiner Seele Worte leihen. Bist Du mir seit meiner Jugend nicht immer der treuergebenste Diener gewesen, wie schon vorher meiner guten Mutter?"

Dabei reichte er dem Alten die Hand, über die sich derselbe in sichtlicher Rührung tief beugte und sie ebenso innig wie ehrfurchtsvoll küßte. Wenn er seinen Empfindungen weitere Worte geben wollte, so schnitt sie der Prinz kurz dadurch ab, daß er sich wieder hoch aufrichtete und sagte:

„Berichte mir nun ausführlicher, welche Maßregeln Du getroffen hast, und wie die Leute in der Stadt reden. Um neun Uhr erwarte ich Herrn von Fröben, um den Bericht über seine und unserer Freunde Wirksamkeit in Empfang zu nehmen. Die Gräfin wird sich heute wohl nicht vor eilf oder zwölf Uhr sehen lassen, da sie mit dem jungen Offizier unterhandeln muß. Du hast bereits Deine Instructionen, wie Du sie zu mir führst."

Heinzmann verbeugte sich zum Zeichen, daß er Alles wohlverstanden habe und besorgen werde. Was er dem Prinzen nun mittheilte, läßt sich füglich kurz zusammenfassen, da die Einzelnheiten weniger interessiren können wie die Absicht der von dem Prinzenschlosse ausgehenden Bestrebungen, welche wohl schon ziemlich klar geworden sein dürften.

Der regierende Herzog war kein junger Mann mehr. Sein neuerdings eingetretenes Unwohlsein mußte daran erinnern, daß er bald mit dem Tode abgehen könnte, und dann lag die Entscheidung über das Schicksal Prinz Heinrich's vor der Thür. Er konnte und mußte wissen, daß er nicht zum Thronfolger designirt, daß zweifellos Alles vorbereitet worden war, seine vermeintlichen Rechte auf einen Anderen zu übertragen, den er natürlich auch recht gut kannte. Bei allen

auswärtigen Mächten, welche auf die Entscheidung dieser Frage einen mehr oder minder entscheidenden Einfluß ausüben konnten, waren von beiden Seiten sicherlich die erforderlichen Schritte gethan worden, selbstverständlich auf geheimen, diplomatischen oder persönlichen Wegen; da aber die Hausgesetze entschieden zu Gunsten des Prinzen Heinrich sprachen, konnte wohl viel auf die Stimme des Volkes ankommen, sowohl des sogenannten niederen, der großen Masse, wie der hohen Beamten- und Adelsclique.

Diese Umstände waren es, die Prinz Heinrich veranlassen mußten, endlich aus seiner vielleicht zu lange bewahrten Zurückgezogenheit hervorzutreten; aber da ihm der offene Weg dazu verschlossen erschien, wählte er ihn auch nicht. Er intriguirte, wie seine Gegner, nur, der drohenden Gefahr gegenüber, mit größerer Entschiedenheit wie bisher.

Er besaß auch schon längst seine Partei, die er sich weniger durch persönliche Liebenswürdigkeit wie durch Versprechungen und andererseits auch durch sein gutes Recht gewonnen hatte; sie war indessen nur klein geblieben, weil er in seinem Stolze wohl nicht die richtigen Mittel angewandt hatte, sie zu vergrößern. Man wird bald hören, auf welche Einflüsse in höheren Kreisen er seine Hoffnungen setzte, während er erst neuerdings begonnen hatte, denselben auch weiterhin Stützen zu geben, die er eigentlich verachtete.

Man vernahm bereits aus seinen Auslassungen, daß er die Gunst und Stimme des Volkes nicht hochachtete; im besten Falle wäre aus ihm auch nur ein absoluter, vielleicht despotischer Regent geworden. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er nothgedrungen sich auch um die öffentliche Meinung bewerben mußte, und dabei ging ihm sein getreuer

Heinzmann, dessen ehrerbietigem Zureden er fast allein diese Meinung verdankte, getreulich an die Hand.

Nachdem sich der Prinz ziemlich lange mit seinem alten Kammerdiener unterhalten hatte, wurde der Baron von Fröben angemeldet. Der Prinz begab sich sofort in einen an sein Arbeitscabinet stoßenden, kleinen Salon, um den Baron zu empfangen.

Herr von Fröben war herzoglicher Kammerherr, eine Stellung, die er eigentlich nur seinem Familiennamen und seinem ansehnlichen Vermögen verdankte; besondere Dienste hatte er weder dem Staate noch der herzoglichen Familie geleistet und er besaß auch keine augenscheinliche Befähigung dazu. Er wußte den Cavalier zu spielen, war in gewisser, äußerlicher Beziehung auch ein solcher, hatte ausgedehnte Bekanntschaften unter dem Adel und lebte sehr leicht in die Welt hinein. Unmöglich konnte Prinz Heinrich, der doch eine ernste und nachdenkliche Natur war, den Baron bei dessen seichten Grundsätzen hochschätzen; aber er glaubte sich auf ihn verlassen zu können, weil derselbe durch sein frivoles Leben bei dem herzoglichen Paare schon seit längerer Zeit in Ungnade gefallen war und nun einen leicht erkennbaren Haß gegen dasselbe in sich trug; man muß auf die Eitelkeit solcher Leute speculiren, dann sind sie immer möglichst zuverlässig.

So war Herr von Fröben auch der eifrigste Anhänger des Prinzen und seiner Pläne geworden; er besaß ein gewisses Geschick zur Intrigue, suchte hohe Gunst, wo er sie fand, und konnte sich dann, um seiner eigenen Eitelkeit willen, auch aufopfern; man mußte nur steuern, daß er nicht zu weit ging, um im Uebermuthe und augenblicklicher Laune nicht alles zu verderben; in dieser Beziehung blieb er immer ein gefährlicher Partisan.

Herr von Fröben zählte noch nicht fünfunddreißig Jahre. In seinem Aeußeren erschien er als ein Geck, der sich durch das langjährige Leben bei Hofe allerdings recht gefällige Formen angeeignet hatte; in seinem Kreise spielte er den Renommisten, auf dessen anmaßendes Urtheil auch viel gegeben wurde.

Als er in den kleinen Salon des Prinzen trat, machte er die tiefsten Bücklinge und hatte die schönstgewähltesten Redensarten auf den Lippen; dennoch konnte ein scharfes Auge erkennen, daß nicht das tiefe Gefühl von Ehrfurcht in ihm lag, sondern er sich einbildete, hier einen sehr berechtigten und einflußreichen Platz einzunehmen.

Wie der Prinz, besaß er eine schlanke und hagere, aber viel beweglichere und bei weitem nicht so imponirende Gestalt; sein Gesicht war entschieden häßlich, wozu auch viel das sehr rothblonde, hochtoupirte Haar und der Cotelettenbackenbart beitrugen. Wenn er das Lorgnon in das rechte Auge kniff und süßlich lächelte, was sehr häufig geschah, verzerrten sich seine Züge fast und wurden geradezu widerlich. Daß er stets eine äußerst elegante, moderne Toilette machte, versteht sich von selbst.

Prinz Heinrich that sich wahrscheinlich einigen Zwang an, indem er Herrn von Fröben recht freundlich begrüßte, ihm sogar zwei Fingerspitzen seiner Hand reichte, die er aber schnell wieder zurückzog, als der Baron eine Bewegung machte, als wolle er dieselben küssen.

„Keine Umstände, lieber Baron!" sagte der Prinz kurz, — „wir sind ja hier ganz unter uns. Nehmen Sie Platz, wenn's beliebt."

Die Thür zu dem Arbeitscabinet war geöffnet geblieben; aber der alte Heinzmann hatte sich schon zurückgezogen.

Dieselben Bestrebungen, welche letzterer neuerdings leitete, um die Meinung des Volkes dem Prinzen geneigt zu machen, vertrat Herr von Fröben schon längst in den höheren Kreisen, wenigstens in dem Theil derselben, auf den er Einfluß gewinnen konnte. Dies waren hauptsächlich die Herren des adligen Clubs in der Residenz, die reichen und vornehmeren Grundbesitzer in deren Umgegend, im Herzogthume überhaupt, die sogenannte jeunesse dorée und neuerdings sogar arme Literaten, denen der Baron durch cordiale Herablassung schmeichelte oder sie geradezu mit Geld erkaufte; hier mußten selbstverständlich andere Mittel aufgeboten werden wie kindische Spukgeschichten. Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß Herr von Fröben nicht bei allen diesen Leuten reussirte, und daß er allein auch nicht alle diese Besorgungen erledigen konnte; aber er leitete sie wenigstens und auch nicht ohne Geschick.

Dies ging aus dem Berichte hervor, den er dem Prinzen über seine letzte Thätigkeit erstattete; es war wieder eine Anzahl neuer Freunde gewonnen worden, deren Stimme bei einer eintretenden Entscheidung immerhin von Nutzen sein konnte, sie wirkten ja auch in ihren näheren Bekanntschaftskreisen weiter. Es galt hier, einmal das Recht des Prinzen einleuchtend zu machen und ihn ferner als eine verkannte, wirklich liebenswerthe Persönlichkeit hinzustellen, die zur rechten Zeit ganz anders wie bisher, besonders dankbar, auftreten würde.

Daß diese Absicht in der That vorlag, ließ sich freilich sehr bezweifeln, wenn man die Unterredung der beiden Herren belauscht hätte. Der Prinz blieb stolz und verschlossen, und der Kammerherr sprach von seinen Proselyten in recht spöt-

tischem und verächtlichen Tone; das Wichtigste bei der Unterhandlung blieb, daß, falls der Herzog am anderen Tage krank in die Residenz zurückkehrte, alle jene vorgenannten Stimmen sich auf einmal laut für den Prinzen erheben sollten, wobei besonders der Tagespresse eine große Rolle zufiel.

Herr von Fröben that sich auf seine Wirksamkeit sehr viel zu gut und empfing auch schmeichelhafte Belobigungen dafür.

„Die gerechte Sache Eurer Hoheit,“ meinte er, „dürfte nunmehr als vollständig gesichert betrachtet werden, wenn wir nur noch auf zwei, gerade recht schwer in das Gewicht fallende Klassen der Bevölkerung Einfluß gewonnen hätten, ich meine den Beamtenstand und das Militär.“

Sein Blick ruhte dabei verborgen lauernd auf dem Prinzen; er wußte recht gut, daß dieser die vielleicht auch ganz gescheidte Politik verfolgte, seinen einzelnen Anhängern und Agenten nicht ein allgemeines, klares Bild seiner Maßnahmen vorzulegen, vielmehr Jedem nur einen gewissen Kreis anzuweisen; dadurch behielt er allein die zusammenlaufenden Fäden derselben in der Hand, verringerte die Gefahr einer vollständigen Entdeckung seiner Pläne und, was ihm wohl die Hauptsache blieb, machte sich von Niemand ganz abhängig. Das war es aber gerade, was Baron von Fröben ersehnte; er wollte den Prinzen gänzlich in der Hand haben, um später danach seine Forderungen stellen zu können, und dieselben gingen in seiner Phantasie sehr hoch, er wollte sich, nach dem Herrscher, die erste Rolle im Lande, gleichviel unter welcher Form, zugetheilt wissen.

Prinz Heinrich, der ihn zweifellos durchschaute, vermied eine Antwort und blickte ernst vor sich hin. Der Kammerherr fuhr nach einer kleinen Weile fort:

„Was die Beamten betrifft, so sind sie am Ende zu sehr von ihrer Besoldung abhängig, um nicht jede factische und machtvolle Aenderung in der Regierung anzuerkennen; aber die materielle Macht bildet im entscheidenden Momente jedenfalls das Militär. Auf die höheren Offiziere dürfte man wohl in keinem Falle rechnen, sie hegen eine unverbrüchliche Treue für ihren Kriegsherrn und vollziehen blindlings dessen Befehle; bei den jüngeren bin ich leider nicht im Stande gewesen, Eurer Hoheit irgend welche Dienste leisten zu können, ich stehe ihnen zu fern."

„Ich weiß es wohl, lieber Fröben," entgegnete der Prinz freundlich, aber doch mit einem ganz leisen Anfluge von Sarkasmus. „Wenn ich nicht irre, hatten Sie einmal vor Jahren einen fatalen Ehrenhandel mit dem Offiziercorps, den man Ihnen leider noch nachträgt."

Der Baron biß sich auf die Lippen und wurde ein wenig roth, was ihm sonst fast nie passirte. Die Sache lag so, daß er sich gegen einen jungen Offizier übermüthig benommen und denselben dadurch gezwungen hatte, ihn vor die Pistole zu fordern; der gute Kammerherr fühlte aber keine besondere Lust, sein kostbares Leben in die Schanze zu schlagen, steckte die Sache heimlich dem Herzoge, der ein entschiedener Gegner des Duells war, und bei dem der Baron damals übrigens noch in großer Gunst stand, und der Herzog nahm sich seiner an und schickte den Offizier, der gesetzwidrigen Forderung wegen, ein paar Wochen auf die Festung. In Folge dieses Vorkommnisses war es traditionell geworden, daß alle jüngere und auch viele ältere Offiziere dem Baron von Fröben wohlweislich und nicht ohne einen Anstrich von Verachtung aus dem Wege gingen.

„Hoheit wollen sich auch gnädigst erinnern," hatte der Kammerherr jetzt noch die Stirn, zu sagen, „daß meine Ehre aus dieser Affaire vollständig gerechtfertigt hervorgegangen ist."

„Das versteht sich; wer würde daran zweifeln? Aber, mein lieber Baron, ich werde auch nach jener Richtung hin, wo Sie mir nicht zu Diensten sein können, meine Maßnahmen treffen und kann Sie versichern, daß dieselben schon eingeleitet sind; an dem Erfolge zweifle ich selbst freilich noch."

„Ah, mein gnädigster Herr, ich glaube zu verstehen!" meinte Herr von Fröben sehr lebhaft und interessirt. „Sollte das Abenteuer mit der weißen Frau in der vorvergangenen Nacht, bei dem ein junger Offizier, wenn ich nicht irre, der Lieutenant von Merwitz, betheiligt war, dazu Veranlassung geben?"

„Still, still, Fröben. Keine Namen!" mahnte der Prinz sehr ernst. „Sie wissen, wie delicat die militärische Ehre zu behandeln ist."

„Ich weiß auch, Hoheit, daß die Comtesse Horn heute Abend die Visite des Lieutenants angenommen hat," sagte der Kammerherr, halb triumphirend, aber auch seine neugierige Unruhe verrathend.

„So, Sie wissen dies schon?" meinte der Prinz, sichtlich unangenehm berührt.

„Ich habe im Interesse Eurer Hoheit meine Augen und Ohren überall, besonders im Schlosse und für diejenigen, welche das hohe Glück genießen, sich Dero Vertrauens zu erfreuen."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, aber Sie erzählen

mir da nichts Neues. Ich wünschte, daß die Gräfin den Lieutenant heute empfange."

Baron von Fröben machte eine so bestürzte Miene, daß der Prinz sich eines leichten Lächelns darüber nicht enthalten konnte; indessen wurde er sogleich wieder ernst.

„Sie ersehen also aus meinen Worten, daß Sie sich um dieses Besuches willen keineswegs zu beunruhigen haben. Ihre Privat-Interessen kommen dabei durchaus nicht in das Spiel."

„O, Hoheit, wie könnten Sie denken —. Aber Sie haben mir schon gnädigst gestattet, Ihnen diese Interessen zu gestehen und Ihrer huldvollen Unterstützung zu empfehlen."

„Gewiß, lieber Fröben, ich werde auch in dieser Beziehung meinen Dank an Sie abzutragen suchen, soweit ich es vermag. Dem Herzen der Gräfin kann ich freilich nicht gebieten, das müssen Sie selbst sich erobern, aber an meiner Fürsprache soll es nicht fehlen."

„Mein gnädigster Herr, Sie machen mich durch diese erhabenen Worte wieder zum Glücklichsten aller Sterblichen. Ein Wort von Ihnen würde den tiefsten Eindruck auf dieses spröde Herz machen, das ich so innig begehre."

„Zur Zeit, lieber Fröben, zur Zeit. Wir dürfen die Comtesse jetzt noch nicht mit Herzensangelegenheiten beschäftigen, die uns ihre so wichtige Unterstützung und Hingebung für die großen Zwecke entziehen könnte. Der That wird unzweifelhaft der Lohn für Sie Beide folgen. Wie gesagt, rechnen Sie sicher auf meine Dankbarkeit in jeder Beziehung."

Der Kammerherr war in seinem aufwallenden Entzücken wieder nahe daran, dem Prinzen die Hand zu küssen, wenn

dieser es nicht in der artigsten Weise verhindert hätte. Da es über die geschäftlichen Angelegenheiten vorläufig nichts mehr zu sprechen gab, und der Prinz dies in feiner Weise andeutete, empfahl sich Herr von Fröben bald mit ebensoviel devoten Verbeugungen wie bei seinem Eintritte.

Wenn er den verächtlichen und spöttischen Blick gesehen hätte, den ihm Prinz Heinrich nachwarf, würde er sich gewiß keine seligen Hoffnungen mehr gemacht haben und wahrscheinlich, von Wuth und Rache entbrannt, sofort wieder in das jenseitige Lager übergetreten sein.

Der alte Heinzmann war auch schon längst während der Unterredung in seiner gewöhnlichen, unhörbaren Weise wieder in das Arbeitscabinet eingetreten und hatte dort einen unbemerkten, anscheinend gleichgiltigen Zuhörer abgegeben; er mußte dazu wohl die Erlaubniß seines Herrn ausdrücklich besitzen, sonst hätte er sich gewiß nicht eine solche Freiheit herausgenommen.

Der Prinz war auch gar nicht überrascht, als er ihn dort vorfand, schien ihn im Gegentheil erwartet zu haben.

„Nun, Heinzmann," fragte er, „hast Du gehört, wie es steht?"

„Ja, gnädigster Herr; man kann dem Baron vorläufig wohl trauen."

„Vorläufig, ganz richtig. Aber er will hoch hinaus. Er arbeitet weniger für mich als für sich selbst."

Der Alte zuckte bloß die Achseln und nickte mit dem Kopfe.

„Er wird sich täuschen," sagte Prinz Heinrich leichthin; „er ist wahrlich nicht der Mann, den ich später gebrauchen kann. Doch es wird nun Zeit sein, daß Du Dich zu der Gräfin begiebst, um sie abzuholen."

„Zu Eurer Hoheit Befehlen!“

Der alte Kammerdiener ging, und der Prinz setzte sich nieder, um einen Brief zu schreiben. Er schien mit ganzer Seele bei dieser neuen Beschäftigung zu sein. Nach einer halben Stunde etwa trat Heinzmann mit der lakonischen Anmeldung ein:

„Die Comtesse Horn.“

Prinz Heinrich erhob sich rascher und lebendiger wie sonst, in seinen Augen blitzte sogar ein hellerer Strahl auf. Er ging an die Außenthür des Salons und öffnete dieselbe eigenhändig; diesmal zog sich Heinzmann wirklich zurück und blieb verschwunden.

Comtesse Anna stand vor dem Prinzen und zögerte keinen Augenblick, einzutreten, wozu sie allerdings seine recht herzlich klingenden Worte aufforderten:

„Meine liebe Anna, ich bin sehr erfreut, Sie wiederzusehen.“

„O, mein Prinz, Sie haben daran doch nicht gezweifelt?“

„Nein, Sie beschämen an Zuverläßigkeit und Pünktlichkeit jeden Mann. Aber wie reizend Ihnen dieses Costüm steht.“

Der Prinz lächelte bei Weitem herzlicher, als man es vorher ein paar Mal bemerken konnte; es war übrigens keine ungerechtfertigte Schmeichelei, die er der Comtesse sagte.

Sie trug jetzt die Interims-Hof-Uniform eines herzoglichen Pagen: einen blauen, an Kragen und Aermel mit schmaler Silberstickerei, bordirten Leibrock von etwas alterthümlichem Schnitte, weiße Weste und gebranntes Jabot, Manschetten,

seidene Escarpins und einen Galanteriedegen an der Seite. Ihr reiches Haar hatte sie sehr geschickt unter dem dreieckigen, kleinen Filzhute mit silberner Tresse verborgen. Dieses männliche Costüm ließ ihre Figur allerdings unbedeutender erscheinen, aber einen allerliebsten Pagen von sechszehn bis siebzehn Jahren ungefähr gab sie ab, das ließ sich nicht leugnen. Die Wahl gerade dieses Anzugs läßt sich dadurch erklären, daß man nicht gewöhnt war, Damen das Prinzenschloß betreten zu sehen, wenigstens soweit sich die Wohnung des Prinzen Heinrich erstreckte, und daß den Schildwachen und der Dienerschaft die bekannte Pagen-Uniform wohl am wenigsten auffallen konnte. Nebenbei fand sich die Comtesse in dieser Kleidung zweifellos auch selbst recht hübsch; sie lächelte wenigstens wohlgefällig über das Compliment des Prinzen.

Obgleich Beide bei diesem Empfange alle conventionellen Formen streng behaupteten, würde ein heimlicher Zeuge doch nicht daran gezweifelt haben, daß ihr gegenseitiges Verhältniß ein recht vertrauliches war. Prinz Heinrich bot ihr sogleich die Hand und führte sie zu dem Sopha, und sie nahm auch ohne alle Umstände darauf Platz; er setzte sich dicht neben sie in einen Lehnstuhl.

Nach einigen leeren Worten darüber, daß sie wieder genöthigt gewesen, sich um seinethalben Unannehmlichkeiten auszusetzen, richtete er die scherzende Frage an sie:

„Nun, haben Sie sich mit Ihrem Theebesuche gut verständigt, Anna?“

„Der Lieutenant von Merwitz ist ein ganz liebenswürdiger, junger Offizier, Hoheit, ganz wie man sich einen galanten Lieutenant nur vorstellen kann, und wenn es mir,

da ich sein Vertrauen erst gewinnen muß, heute auch noch nicht möglich wurde, zu sondiren, ob wir ihn für unsere Ansichten gebrauchen können, so liegt dies wenigstens nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit."

„Sagen Sie lieber: der Wahrscheinlichkeit," meinte der Prinz. „Wer könnte Ihrer Liebenswürdigkeit wohl widerstehen?"

„O, Hoheit, man pflegt aus dem Munde eines Fürsten keine Schmeichelei zu erwarten!" versetzte lachend die Gräfin.

„Eben deshalb können Sie von der Aufrichtigkeit meiner Meinung überzeugt sein. Gebe ich Ihnen nicht auch einen anderen, genügenden Beweis davon?"

„Das Vertrauen, gnädigster Herr, das Sie mir zutragen, macht mich sehr glücklich —"

„Sprechen Sie nicht davon, Anna; hierin kann die Dankbarkeit nur auf meiner Seite allein sein. Aber Sie wissen, daß ich nicht bloß Ihre edle Hingebung bewundere, sondern auch Ihre, meinem Herzen so theure Person."

Der Prinz, der in einen wahrhaft zärtlichen Ton gefallen war, zog die Hand der Gräfin an seine Lippen; sie lächelte stolz dazu. Dann nahm ihr Gesicht einen sehr ernsten, traurigen Ausdruck an.

„Verzeihen Sie mir, mein Prinz, wenn ich solche Worte eine Grausamkeit nennen möchte; ich werde niemals vergessen, welcher Platz mir Ihnen gegenüber angewiesen ist."

„Erörtern wir nicht weiter dieses Thema, da Sie mich einmal nicht verstehen wollen. Es wird vielleicht bald die Stunde kommen, in der ich offener zu Ihnen sprechen darf. Wissen Sie, Anna, daß vor einer Stunde Herr von Fröben bei mir war und mich darum anging, sein Fürsprecher bei Ihrem Herzen zu werden?"

Die Comtesse lächelte mit offenbarer Verachtung.

„Und welche Antwort haben Ihre Hoheit, wenn ich fragen darf, darauf gegeben?“

„Daß er sich selbst in dieser Beziehung bewerben müsse,“ erwiderte der Prinz trocken.

„Nun, er mag es versuchen! — Sie zweifeln doch nicht an meiner Antwort?“

„Nicht im Mindesten; aber sprechen wir nun lieber von dem jungen Offizier, der heute das Glück gehabt hat, sich in Ihrer Gesellschaft zu befinden. Ich denke, daß es Ihnen leicht sein muß, bald einen unbeschränkten Einfluß auf ihn auszuüben.

„Es dürfte sich zunächst darum handeln, Hoheit, ob er mir die Gelegenheit dazu geben wird. Lieutenant von Merwitz ist verlobt und kann darin einen Anstand nehmen, ein auch nur freundschaftliches Verhältniß zu einer anderen Dame einzugehen.“

„Verlobt? Das ist fatal! Aber die jungen Herren pflegen es mit derartigen Verpflichtungen nicht allzu genau zu nehmen. Sie sehen ja, daß er nicht gezögert hat, Ihrer ersten Einladung zu folgen.“

„Vielleicht nur, um sich das Räthselhafte meines Gespensterspukes aufklären zu lassen und mich nochmals ernstlich zu warnen. Wohl auch nicht ohne Absicht sprach er sehr viel von seiner Braut und dem Glücke, das er in diesem Verhältniß findet.“

„Und wer ist diese Braut?“

„Die Tochter des Oberbürgermeisters Werdenberg.“

„Werdenberg, —“ rief der Prinz überrascht. „Das ist ein ehrlicher Mann, der hier im besten Rufe steht und einen

nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Bürgerschaft der Residenz besitzt. Es läge mir sehr viel daran, ihn mir zu gewinnen, aber noch ist es keinem meiner Agenten gelungen, sich ihm zu nähern. Er ist dem Herzoge unverbrüchlich treu, doch in der Stunde der Entscheidung wird er nur die Stimme des Rechtes sprechen lassen; wenn man ihn nur darauf vorbereiten könnte!"

„Ich habe dies auch schon in Erwägung gezogen, mein Prinz, als ich mich der Beziehungen erinnerte, in welchen der Lieutenant von Merwitz zu dieser Familie steht."

„Sie haben Recht, Anna! Es ist jetzt doppelt nothwendig, uns des guten Willens und der Anhänglichkeit dieses jungen Offiziers zu versichern; aber er selbst muß ganz unmerklich dahin geleitet werden, unsere Interessen zu theilen, ohne sie klar zu begreifen, denn er würde eine Pflichtverletzung darin sehen, sie zu unterstützen. Diese schwere Aufgabe können Sie allein übernehmen und lösen, Anna, ich lege dieselbe mit dem vollkommensten Vertrauen in Ihre Hand."

„Hoheit muthen mir da freilich eine gewisse Selbstverleugnung zu —"

„Kann ich noch an Ihrer Bereitwilligkeit zweifeln, mir jedes Opfer zu bringen und Sie an meinem Entschlusse, diese große Schuld in der würdigsten Weise an Sie abzutragen?"

„Ich erwarte keine Belohnung, gnädigster Herr," erwiderte die Comtesse, ihre Augen fest und feurig auf ihn richtend; „was ich zu Ihren Diensten gethan habe und thun kann, schreibt mir die innerste Ueberzeugung, das tiefste und wärmste Gefühl meines Herzens vor. Aber sagen Sie, wie ich mir Ihr fürstliches Wort zu deuten habe?"

Prinz Heinrich zögerte nicht mit der Antwort; er beugte

sich in der vertraulichsten Weise zu ihr und flüsterte ihr nur ein paar Worte in das Ohr. Die Wangen der schönen Gräfin erglühten, und ihre Augen flammten noch heller auf.

Die Unterredung zwischen Beiden war noch lange nicht beendigt, aber sie wurde jetzt mit ganz leisen Stimmen und in sichtlicher Erregung fortgeführt.

IV.

Wie bereits erwartet wurde, trafen der Herzog und seine Gemahlin mit dem beschränkten Hofstaate, den sie im Sommerschlosse um sich gehabt hatten, am folgenden Tage in der Residenz ein. Der regierende Herr sah wirklich leidend aus; dennoch hielt er sich bei dem nicht gänzlich zu umgehenden, ceremoniellen Empfange, allerdings mit augenscheinlicher Kraftanstrengung, sehr würdevoll aufrecht. Die Bürgerschaft war bedeutet worden, daß Seine Hoheit keine irgendwie laute Bewillkommnung wünsche, eine Mahnung, die ziemlich überflüssig erscheinen konnte, da kein absonderlicher Enthusiasmus für den strengen Herrn vorherrschte. Aber es hatten sich doch viele müßige Gaffer auf den Straßen angesammelt, welche die herzoglichen Equipagen passirten; man grüßte meistens still und ehrfurchtsvoll und ging nachher wieder auseinander, nicht mit betrübter Theilnahme, sondern nur den Fall besprechend, wie sich die Dinge bei etwaigem baldigen Hinscheiden des Regenten wohl gestalten möchten. Daß diese Debatten viel lebhafter wie sonst geführt wurden, lag zweifellos an einer heimlichen Anregung, die Jedermann herausfühlte, aber selten Einer richtig zu erkennen wußte.

In den Vorgemächern des Schlosses wurde das herzogliche Paar von den Spitzen der militärischen und bürgerlichen Behörden und den höchsten Hofchargen begrüßt; von den dabei anwesenden Personen nennen wir nur Prinz Heinrich, General von Löwenhorst, den Oberbürgermeister Werdenberg und die Gräfin Horn. Man hielt sich mit Rücksicht auf den leidenden Zustand des hohen Herrn nicht lange auf, große Reden wurden nicht gehalten, und der Herzog selbst faßte sich auch sehr kurz. Seine und der Herzogin Kälte gegen ihren nächsten Verwandten, den Prinzen, konnte nicht besonders auffallen. Am freundlichsten äußerte sich der Herzog gegen den General von Löwenhorst und den Oberbürgermeister, seine Gemahlin gegen die Gräfin. Die hohen Herrschaften zogen sich sehr bald in ihre Gemächer zurück.

Eines kleinen, an und für sich unbedeutenden Zwischenfalles, der aber nach einer bestimmten Richtung hin doch eine besondere Tragweite erlangen sollte, dürfen wir nicht unerwähnt lassen.

Eine Compagnie des Garde-Infanterieregiments gab im Schloßhofe die bei solchen Gelegenheiten übliche Ehrenwache. Der Herzog war zu sehr Soldat oder spielte zu gern mit seinen Soldaten, um es sich selbst an diesem Tage nicht nehmen zu lassen, die Front dieser Truppe, langsamen Schrittes und fest in seinen Mantel gehüllt, entlang zu gehen und sie zu mustern. Prinz Heinrich, heute in Uniform, und General von Löwenhorst befanden sich in seiner unmittelbaren Nähe.

Da wollte es ein unglücklicher Zufall, daß im zweiten Zuge der Compagnie ein Soldat eine ziemlich ungeschickte Haltung angenommen hatte, und dieselbe ging in vollständige Unsicherheit über, als ihn der Herzog in seiner gewöhnlichen,

rauhen Weise darüber anfuhr. Seine Hoheit befanden sich überhaupt in äußerst schlechter Laune, was einem Kranken auch gerade nicht zu verdenken sein mag.

„Der Mann ist betrunken!" entschieden Höchstdieselben sofort. „Wie kann das bei solcher Gelegenheit in meiner Garde vorkommen? — Unverantwortlicher Skandal! Den Mann sofort vor ein Kriegsgericht stellen, und der Offizier des Zuges, der bei Zeiten die Augen besser aufmachen sollte, vierundzwanzig Stunden Arrest!"

Der den Zug befehligende Offizier war der Lieutenant von Merwitz, der, im Gliede stehend, die für ihn so verhängnißvollen Worte nicht einmal hörte, wenigstens nicht deutlich verstand, wie er überhaupt die Veranlassung nicht kannte, welche Se. Hoheit ein paar Sekunden lang auf ihrem Gange anhalten ließ.

Die überraschende Aufklärung wurde ihm nur zu bald, als der Herzog in das Innere des Schlosses getreten war. Eine Arreststrafe, zumal die erste, ist für einen jungen, ehrliebenden Offizier, der das Bewußtsein in sich trägt, stets seine Schuldigkeit gethan zu haben, eine sehr fatale Sache; denn sie kann auch leicht auf seine ganze, weitere Carrière einwirken, um so schlimmer, wenn er ganz unschuldig dazu kommt.

Der Herzog hatte sich zweifellos sehr übereilt; der Mann war gar nicht betrunken, sondern ein noch nicht recht ausgebildet r und leicht einzuschüchternder Rekrut. Der Compagniechef oder rangirende Feldwebel hätten ihn mindestens nicht in das erste Glied stellen sollen, der zugführende Lieutenant konnte am allerwenigsten dafür.

Lieutenant von Merwitz war daher wie aus den Wolken

gefallen, als er vernahm, der Herzog selbst habe ihm vierundzwanzig Stunden Arrest zudictirt, und es lag danach außer aller Frage, daß er diese ungerechte Strafe verbüßen mußte. Seine Kameraden, selbst Vorgesetzten bedauerten ihn aufrichtig, aber an der Sache selbst ließ sich nichts mehr ändern. Verlor er durch die unverdiente Strafe auch keineswegs in ihrer Achtung, so mußte dieselbe doch in seine Conduitenliste eingetragen werden und blieb für alle Zeiten darin stehen. Später fragte wohl Niemand mehr nach ihrer eigentlichen Veranlassung. Wer hätte es gewagt, für ihn aufzutreten, den Herzog auf seinen Irrthum aufmerksam zu machen? Man wird es Merwitz nicht verdenken dürfen, wenn er sich äußerst erbittert fühlte, besonders gegen seinen hohen Kriegsherrn selbst, dem er bis dahin die anerzogene höchste Verehrung und Hingebung zugetragen hatte.

Die Compagnie blieb noch so lange stehen, bis General von Löwenhorst aus dem Innern des Schlosses zurückkehrte und das Abrücken befahl; er wiederholte dabei den Befehl des Herzogs bezüglich der Bestrafungen und hatte auch nicht ein einziges, freundliches Wort für den armen Merwitz, obgleich ihm der richtige Sachverhalt mitgetheilt wurde.

Se. Hoheit haben einmal befohlen!" sagte er nur, die Achseln zuckend. Es war wohl unverkennbar, daß er dem Lieutenant den Denkzettel für das Gespenster-Abenteuer gönnte.

Gleich darauf kam auch Prinz Heinrich aus dem herzoglichen Schloßflügel, um sich über den Hof nach seiner Wohnung zurück zu begeben. Sofort ging er auf den Lieutenant von Merwitz zu und grüßte ihn sehr artig.

„Ich bedauere unendlich," sagte er zu ihm, „daß Sie

eine, wie mir scheint, unverdiente Unannehmlichkeit haben, Herr Lieutenant von Merwitz. Aber das ist einmal Soldatenloos, und ich hoffe, daß Sie sich darüber im Bewußtsein Ihrer Unschuld hinwegsetzen werden; es war unmöglich, heute bei Seiner Hoheit ein gutes Wort für Sie einzulegen, aber ohne Zweifel wird mir dies bei nächster, passender Gelegenheit gelingen, in keinem Falle wird dieser peinliche Vorfall irgend einen Einfluß auf die gute Meinung ausüben können, die man von Ihrer dienstlichen Pflichttreue hegt."

Der Prinz sprach diese Worte nur so laut, daß Lieutenant von Merwitz allein sie verstehen konnte; aber seine ganze freundliche Haltung gegen den jungen Offizier ließ leicht errathen, um was es sich handelte. Es war auch wirklich Balsam auf die letzterem geschlagene, tiefe Wunde, daß er aus solchem Munde so freundliche Worte vernahm, sie waren eine glänzende Rechtfertigung für ihn, und er konnte, obgleich er augenblicklich keine Worte dazu fand, dem Prinzen dafür nicht dankbar genug sein. Wie hätte es ihm einfallen sollen, daß sie der Ausfluß einer kühlen Berechnung sein könnten, nicht durchaus des achtungswerthesten Rechtsgefühles.

Uebrigens machte dieses Benehmen des sonst so starren Prinzen, der sich sogleich wieder entfernte, auch auf die übrigen Offiziere den besten Eindruck; es lag also doch ein Herz in ihm, ein Interesse für ihre kleinen Angelegenheiten.

Ueber die Sache wurde noch mancherlei gesprochen, aber Lieutenant von Merwitz saß seinen vierundzwanzigstündigen Stubenarrest ab und durfte nicht daran denken, sich laut darüber zu beschweren; jedenfalls wurde ihm die Verbüßung

dieser unverdienten Strafe durch die freundliche Theilnahme des Prinzen viel leichter gemacht, und seine ganze dankbare Neigung wandte sich demselben zu.

Im Werdenberg'schen Hause würde diese Angelegenheit, die dort kein Geheimniß bleiben konnte, bald vergessen, wenigstens nicht mehr besprochen. Elise hatte anfänglich bitterlich über die, ihrem Verlobten geschehene Ungerechtigkeit geweint, bis er selbst sie tröstete. Wie die weibliche Abneigung aber immer dauernder zu bleiben pflegt, so konnte der Herzog in ihren Augen auch nie wieder Gnade gewinnen, und ihre ganzen Sympathien blieben nun bei dem Prinzen Heinrich, dem „unglücklichen Prinzen", den höfische Intriguen von seinem guten Rechte auszuschließen versuchten.

Wie in der ganzen Stadt, redete man davon auch in dem Werdenberg'schen Hause, und die Frauen stellten sich entschieden auf Seite des Prinzen, nicht, weil sie sein Recht etwa zu beurtheilen vermocht hätten, sondern weil er sich so liebenswürdig gegen den Lieutenant von Merwitz benahm. Daß derartige Urtheile von ihm so theuren Personen nicht ohne allen Einfluß auf den gekränkten, jungen Offizier bleiben konnten, dürfte sich wohl von selbst verstehen. Was den Oberbürgermeister betraf, so konnte er solche Ansichten in seiner Familie am Ende nicht geradezu verdammen, denn sie hatten doch ihre gewisse Berechtigung, aber er blieb auch noch weit entfernt davon, ihnen ein maßgebendes Gewicht auf sein eigenes Urtheil einzuräumen; dem regierenden Herrn treu ergeben, fiel es ihm noch nicht ein, dasselbe irgendwie in die Wagschale legen zu wollen, aber unwillkürlich wurde er doch, zumal ihm die Stimmung unter dem Volke nicht ganz unbekannt blieb, dazu angeregt, über die Thronfolge und die rechtmäßigen Ansprüche darauf nachzudenken.

Eine Zeitlang ging nun noch Alles im alten Geleise fort. Da wurde die Residenz, wohl auch das ganze Land dadurch in Bewegung gesetzt, daß Prinz Ludwig, ein noch sehr junger Mann und Neffe der Frau Herzogin, der übrigens die Anwartschaft auf die Regierung eines benachbarten, kleinen Fürstenthums besaß, zum Besuche bei seinen hohen Verwandten eintraf und von denselben besonders herzlich empfangen wurde; es dauerte auch gar nicht lange, bis das allgemeine Gerede ging, daß dieser Prinz der designirte Thronerbe sei.

Gewisse Ansprüche darauf lagen für ihn allerdings vor, wiewohl sie, dem volksthümlichen, einfachen Urtheile bei weitem ferner lagen, wie die des Prinzen Heinrich, und man hatte bereits die neuzeitigere Ansicht aufgefaßt, daß in so wichtigen Dingen, wo es sich um Wohl und Wehe des Staates handeln konnte, nicht allein die höhere Politik und der Befehl des Herrscherhauses erforderlich seien, sondern auch der Wunsch und Wille des Volkes; indessen war eine solche Meinung dazumal doch noch nicht vollständig durch alle Schichten des letzteren gedrungen.

Man wolle nun auch nicht vergessen, daß Prinz Heinrich in weiteren Kreisen weder besonders beachtet, noch geliebt wurde. Prinz Ludwig, ein erst zweiundzwanzigjähriger Herr von sehr gewinnender Persönlichkeit, ließ es auch an nichts fehlen, sich beliebt zu machen; er wurde von der regierenden Herrschaft — der Herzog hatte sich von seinem Leiden wieder erholt, es blieb aber doch zu befürchten, daß dasselbe in verstärktem Maße bald wiederkehren werde, — sehr ausgezeichnet, er zeigte sich überall von der liebenswürdigsten Weise und warf das Geld mit vollen Händen weg. Es gab bald sehr Viele, die behaupteten, das Land könne sich dazu

gratuliren, wenn Prinz Ludwig sein dereinstiger Beherrscher würde. Prinz Heinrich mußte gegen ihn entschieden zurücktreten, ausgenommen bei der ihm versicherten, verhältnißmäßig immer nur kleinen Partei, die um so größere, aber auch vorsichtigere Anstrengungen für sich geboten hielt, und es daran auch nicht fehlen ließ.

Lassen wir nun aber das eigentliche Hofparquet vorläufig bei Seite und wenden uns zu dem Lieutenant von Merwitz und der Gräfin Anna Horn zurück, die mehr, als sie selbst glauben mochten, berufen waren, eine einflußreiche Rolle zu spielen; der Lieutenant ließ sich freilich nicht das Geringste davon träumen.

Die Erwartungen Anna's gingen dagegen sehr hoch. Prinz Heinrich hatte sie zuerst durch seine zarten Aufmerksamkeiten bestochen. Er war kein schöner Mann und sie sehr stolz sowohl auf ihre Schönheit als auch auf ihre Familie und ihr Vermögen; aber er blieb immer ein Prinz, der sogar Aussicht hatte, einmal Herrscher zu werden. Ihr natürliches Rechtsgefühl erkannte dies an, ihre lebhafte Phantasie schaffte sich, bei der angeregten Eitelkeit, glänzende Bilder; sie trug dem Prinzen keine glühende Leidenschaft zu, denn ihr Herz war dazu eigentlich zu kalt, eine strenge und förmliche Erziehung und die spätere Lebensstellung hatten ihm eine andere Richtung gegeben, aber ihr Ehrgeiz begann sich nun eine sehr weite Grenze zu suchen. Er verführte sie dazu, sich den Interessen des Prinzen zu widmen und die ihr so gnädige und vertrauungsvolle Herzogin zu verrathen; ein Theil aufrichtiger Empfindung war jedenfalls dabei.

Mit welchen Hoffnungen sie sich auch tragen mochte, so waren dieselben durch Prinz Heinrich, sei es nun aus wahrer

Ueberzeugung oder aus Berechnung, nur zu sehr unterstützt worden. Es gehört nicht viel dazu, die Eitelkeit einer Frau auf den höchsten Grad zu schrauben. Nachdem der Prinz, ohne in einem wirklich zärtlichen Verhältnisse zur Comtesse zu stehen, ihr es längst vorher angedeutet, hatte er ihr an jenem Abende, wo wir sie beisammen sahen, die Aussicht auf eine sogenannte morganatische Ehe, zur linken Hand, ganz unverhohlen eröffnet. Von einer anderen Verbindung konnte natürlich nicht die Rede sein, weil alle anderen fürstlichen Häuser derselben ihre Anerkennung versagt haben würden; aber auch diese Form derselben ist ja gesetzlich und bindend, die Gräfin wäre damit schon auf den Gipfel ihrer Wünsche gehoben worden.

Das fürstliche Wort und der Charakter Prinz Heinrich's, wie sie ihn wenigstens auffaßte, genügten ihr vollkommen. Von diesem Momente an gehörte sie ihm ganz und gar.

Da der unbedeutende Lieutenant von Merwitz nun einmal als ein ganz brauchbares Werkzeug erschien, sowohl des Prinzen wie ihre eigenen Interessen zu unterstützen, so zog sie bei dem Versuche, ihn vollständig zu erobern, ihr Gewissen auch nicht mehr zu ängstlich zu Rathe. Es handelte sich mehr um den Zweck als um die aufzubietenden Mittel.

Welche Vorsätze der Lieutenant gefaßt hatte, hörte man bereits. Sie wurden durch die ihm widerfahrene Ungerechtigkeit höchstens noch bestärkt, denn er wünschte sich, dem Hofe fortan so fern wie möglich zu stehen; da er nicht ahnte, daß die Gräfin Horn mit dem Prinzen in irgend einer freundschaftlichen Verbindung stand, vielmehr das Gegentheil voraussetzte, fühlte er jetzt auch um so weniger Lust, sich ihr wieder zu nähern, wiewohl er sich nicht der Empfindung ver-

schließen konnte, daß sie einen fesselnden Eindruck auf ihn gemacht habe. Er fürchtete fast, daß dieser Eindruck noch mehr Gewalt über ihn gewinnen könnte.

Comtesse Anna mußte sich also bald überzeugen, daß der junge Offizier nicht so schnell und bereitwillig in ihr Netz ging wie sie erwartete, und dies trat wieder ihrer weiblichen Eitelkeit zu nahe; sie fühlte ja jetzt auch dringender wie je das Bedürfniß, die Meinung des Prinzen Heinrich zu rechtfertigen, daß ihre Liebenswürdigkeit unwiderstehlich sei.

Dies wird wohl erklären, daß sie sich nach Verlauf längerer Zeit herabließ, eine zweite directe Einladung in ähnlicher Form wie die erste an den Lieutenant von Merwitz zu richten. Er stutzte darüber, Mißtrauen überkam ihn, aber er wurde dadurch auch in eine Verlegenheit gesetzt, die er nicht gut bemeistern konnte, und der alte Reiz, den er in jener beinahe abenteuerlichen Bekanntschaft gefunden hatte, trug auch nicht wenig dazu bei, daß er sich sagte, er dürfe die Einladung einer so hochgestellten Dame nicht ausschlagen.

Kurz, der Lieutenant war schwach genug, seinem eben erst gefaßten, gewiß sehr verständigen Vorsatze untreu zu werden und den gefährlichen Besuch zu wiederholen. Diese Inconsequenz, die sich wegen seiner Jugend und Unerfahrenheit — wir wollen nicht geradezu das Wort Unschuld gebrauchen — verzeihen lassen dürfte, sollte ihm theuer zu stehen kommen.

Der zweiten Einladung folgte bald die dritte und in immer kürzeren Pausen mehrere. Die schöne Comtesse hatte es ihm angethan, wie man zu sagen pflegt; noch ehe das Frühjahr kam, war er sterblich in sie verliebt. Wo bleiben einer solchen Leidenschaft gegenüber alle Grundsätze, alle Pflichten, alle wahrhaft edlen Gefühle, schmeichelt sie sich doch eben damit, selbst das edelste aller Gefühle zu sein.

Wenn zeitweise die lichte Erkenntniß über Hugo von Merwitz kam, daß er die Treue gegen seine so innig liebende Braut verletze, daß er dieselbe in unwürdiger Weise täusche und das Glück seiner eigenen Zukunft auf das Spiel setze, wofür er sich selbst doch nicht den genügenden Ersatz versprechen konnte, so beeilte er sich, die Augen zu schließen und Vergleiche zwischen Elisen und Anna anzustellen, die leichterklärlicher Weise jetzt immer zu der Letzteren Gunsten ausfallen mußten. Kam dann auch die Scham über ihn, so trat ihr der Trotz entgegen, und das Bekenntniß war bald fertig:

„Ich liebe Anna viel mehr und glühender wie Elise."

Liebte er die Gräfin wirklich? — O nein! — Elise besaß noch immer seine höchste und reinste Achtung, er stellte den Werth ihres Herzens über den jeder anderen Frau; aber die verführerische Gräfin hatte ihn geblendet, und je mehr sie ihm zu wünschen ließ, um so höher schätzte er das, was seine Leidenschaft wünschte. Er liebte eben nicht, er war verliebt.

Bei diesem Gefühls- und Gemüthszustande, zu dessen Meisterin sich Gräfin Anna zu machen gewußt hatte, konnte es ihr auch nicht so schwer fallen, den verblendeten, jungen Mann allmählich in eine andere, für ihn vielleicht noch gefährlichere Bahn zu lenken. Sobald sich die Sirene seiner Hingebung versichert hielt, begann sie damit, daß sie ihm in ihrer sehr geschickten, das Mißtrauen einschläfernden Weise einbildete, er sei durch Geburt und Persönlicheit zu einer viel höheren Lebensstellung berechtigt, als er bisher eingenommen hatte. Sie wies ihm nach, daß die Merwitz eine sehr alte und einst glanzvolle Familie des Landes seien, daß

er demnach, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu böte, die Pflicht nicht aus den Augen setzen dürfe, jene alte Familiengröße wiederherzustellen, und wenn sie es auch nicht offen aussprach, so gab sie ihm doch deutlich genug an die Hand, daß ihre Person und ihr Vermögen zu diesem Ziele beitragen könnten; durch die Vermischung mit bürgerlichem Blute würden jene Aussichten aber freilich sehr zusammensinken. Der Lieutenant war durchaus nicht adelstolz, wie man dieses Wort im gewöhnlichen Sinne gebraucht, aber er besaß für seine Familie doch große Pietät, er überlegte sich die Sache und verwickelte sich in sehr bedenkliche Schlußfolgerungen.

Prinz Heinrich und die Comtesse begriffen recht wohl, daß es nicht für die Dauer genügen würde, seine Phantasie allein zu reizen, man mußte ihn, auf Grundlage derselben, auch in den Strudel des wirklichen Lebens ziehen.

Mit dem Eintritte des Winters und dem Aufenthalte des regierenden Herzogspaares in der Residenz nahmen die Hoffeste auch wieder ihren alten Verlauf, besonders seit dem Eintreffen Prinz Ludwig's, dem man eine ausgebreitete Bekanntschaft zu verschaffen wünschte. Sehr unangenehm war es jedenfalls dem Herzoge und der Herzogin, daß Prinz Heinrich sich in diesem Jahre davon durchaus nicht abzuschließen versuchte, überhaupt mehr in die Oeffentlichkeit trat. Sie verkannten seine Absichten dabei nicht, aber es ließ sich eben nichts gegen dieselben thun; denn es fehlten alle Beweise dafür, daß er wirklich intriguire, während man sich selbst gestehen mußte, daß man ihm gegenüber ein falsches Spiel spiele.

Durch Anna's Vermittelung wurde nun auch der Lieute-

nant von Merwitz zu allen diesen Hoffestlichkeiten eingeladen oder befohlen. Er selbst, verwundert darüber, bildete sich eine Weile ein, der Herzog wolle damit das an ihm begangene Unrecht wieder gutmachen, indessen mußte er nur zu bald bemerken, daß sich der hohe Herr, der jetzt überhaupt verdrießlicher Laune zu sein pflegte, nicht im mindesten um ihn kümmerte, ihn vollständig übersah. Auch die Frau Herzogin hielt es unter ihrer Würde, einen jungen Lieutenant zu beobachten. Dem Prinzen Ludwig fiel er nicht auf, dagegen benahm sich Prinz Heinrich häufig sehr gnädig und artig, wenn es sich dabei auch bloß um leicht hingeworfene Worte handelte, und die Gräfin Horn zeichnete ihn, gelegentlich als ihren Tänzer, in einer Weise aus, die sogar Aufsehen erregen konnte.

Während solchergestalt seiner Eitelkeit geschmeichelt wurde, unterließ Anna bei vertraulichen Unterredungen auch nicht, ihren Freund auf das Gebiet der Politik zu ziehen. Was aus ihrem Munde kam, konnte ihm nicht mehr verdächtig erscheinen; ihre Urtheile und Ansichten wurden seine eigenen. Er bat es ihr im Herzen sogar reuig ab, daß er sie einmal im Verdachte gehabt hatte, eine spionirende Intrigue gegen den Prinzen zu verfolgen, überlegte auch nicht, wie sie ihre Anhänglichkeit für dessen Rechte mit dem vertraulichen Verhältnisse, in welchem sie zu der Herzogin stand, in Einklang bringen ließen. Er that, was sie ihm vorschrieb, und wurde ihr gehorsames Werkzeug in dem von ihr beanspruchten Sinne, ohne zu ahnen, daß er auch das des Prinzen Heinrich war. Was er für denselben wirkte, hielt er durch die Pflicht der Dankbarkeit und dessen unbestreitbares Recht geboten.

Wenn Merwitz mit seinen Worten aber auch bei einem

Theile seiner Kameraden Anklang fand — seine dienstliche Stellung schrieb ihm dabei schon große Vorsicht vor — so reussirte er doch durchaus nicht bei seinem zukünftigen Schwiegervater, der mit stiller, aber auch sehr ernster Verwunderung bemerkte, daß der bisher so unbefangene, junge Offizier auf einmal ihm sonst ganz fernliegende Themata berührte, was durchaus nicht in dessen Berufe lag.

Im Werdenberg'schen Hause hatte sich in neuester Zeit überhaupt Manches anders gestaltet. Das feine, weibliche Gefühl, besonders das eines liebenden Weibes, bemerkt schnell eine Veränderung im inneren Wesen der geliebten Personen, und sowohl Elise selbst wie ihre Mutter gewannen immer mehr die Ueberzeugung, daß die Empfindungen Hugo's von Merwitz nicht mehr dieselben waren. Wenn er seine selteneren Besuche auf die ihm zugegangenen Hofeinladungen oder Befehle schob, so wurde dadurch doch nicht seine befangene Zurückhaltung entschuldigt; er war nicht mehr so heiter und aufrichtig wie früher, er sprach nicht mehr von den kleinen, ihm am nächsten stehenden Verhältnissen, sondern von den größeren des Hofes, und in seine Zärtlichkeit für die Braut mischte sich zuweilen ein unverkennbarer Zwang.

Wodurch hatte man dies verdient? Welch' andere Macht hatte ihn in Beschlag genommen? Daß Frau Werdenberg als besorgte Mutter und Elise als innerlich verletzte Braut dem nachforschten, wird ihnen Niemand verübeln können; sie wollten lieber eine traurige Gewißheit als qualvolle Zweifel haben, aber sie glaubten noch nicht an erstere.

Nun brachte es der Zufall an den Tag, daß sie erfuhren, Merwitz sei auf jenen Hofbällen ein fleißiger Tänzer der

jungen und schönen Gräfin Horn und scheine in ganz freundschaftlichen Beziehungen zu ihr zu stehen. Er selbst hatte ihrer doch nie mit einem Worte erwähnt.

Bei einem seiner nächsten Besuche sprach Frau Werdenberg davon, anscheinend scherzend, in Gegenwart Elisens; er lächelte verlegen dazu und suchte sich mit den Pflichten zu entschuldigen, welche ihm die Etiquette des Hofes auferlegte. Von diesem Momente an zog die Eifersucht in Elisens vertrauungsvolles und unschuldiges Herz, und die Mutter unterstützte dieselbe, wenn auch in bester Absicht für das Glück ihres Kindes.

Es ist eine so böse Leidenschaft, der man stets mit vollster Energie, d. h. mit Aufrichtigkeit, entgegentreten sollte, aber welcher Mensch vermag dies, wenn er sich in den schönsten und heiligsten Gefühlen tief gekränkt findet? Stolz und Bitterkeit erheben sich dann auch im besten Gemüthe, wenn dessen unbedingtes Vertrauen einmal untergraben worden ist.

Und unter solchen Umständen findet sich gewiß auch immer ein Teufel, der den entstehenden Brand hell anfacht.

Dem Baron von Fröben war der Lieutenant von Merwitz schon längst ein Dorn im Auge geworden, weil er ihn von Anna Horn begünstigt sah; er dachte noch nicht einmal daran, daß hier tiefere Absichten zu Grunde liegen könnten wie ein persönliches Wohlgefallen der Comtesse, denn in seiner stolzen Ueberhebung hielt er den Lieutenant zu unbedeutend für die Pläne des Prinzen. Die Eifersucht entbrannte nun auch in ihm und damit das Rachegefühl gegen den jungen Offizier, dem er sich nach seinen früheren Erfahrungen indessen nicht direct zu nähern wagte, vor einem hinterlistigen, sehr wenig ehrenwerthen Streiche nicht zurückschreckte, schrieb er einen

anonymen Brief an Elise Werdenberg, worin er den Lieutenant förmlich anklagte, daß er sie um der Gräfin Horn willen verrathe und derselben sogar vertrauliche Besuche abstatte. Es kam Fröben nicht einmal darauf an, diejenige herabzusetzen, deren Herz und Hand er erstrebte.

Unter anderen Umständen würde Elise eine solche anonyme Denunciation, die den Stempel der Nichtswürdigkeit deutlich auf sich trug, wahrscheinlich verächtlich bei Seite geworfen haben, jetzt sprach aber doch zu große Wahrscheinlichkeit für deren Richtigkeit. In höchster Aufregung, unter heißen Thränen zeigte sie den Brief ihrer Mutter, und diese hielt sich nun für vollkommen berechtigt, das Glück ihres Kindes nicht länger auf dem Spiele stehen zu lassen. In einer so delicaten Angelegenheit konnten die Frauen selbst Hugo von Merwitz nicht zur Rede stellen, der Gatte und Vater mußte also davon in Kenntniß gesetzt werden.

Herr Werdenberg, der, vielfach durch seine Amtspflichten in Anspruch genommen, nicht immer das aufmerksamste Auge für die Vorgänge in seiner Familie haben konnte, war anfänglich erschrocken, daß es schon so weit gekommen, wie er freilich heimlich besorgt hatte; es entsprach ganz seinem Charakter, daß er dann beschloß, schnell und energisch zu handeln, kam es hier doch auch auf das Glück seiner Tochter und die Ehre seines Hauses an.

Man befand sich jetzt in der Mitte des Januar. Als der Lieutenant eines Tages die Famile seiner Braut besuchen wollte, war er nicht wenig betroffen, durch die Dienerschaft zu hören, Fräulein Elise sei sehr unwohl, weshalb sie und ihre Mutter ihn nicht empfangen könnten, der Herr Oberbürgermeister wünsche ihn aber in seinem eigenen Zimmer zu sprechen.

Eine böse Ahnung überkam den Gast, das Gewissen schlug ihm sehr stark, und als er die ernste, fast feierliche und kalthöfliche Haltung Herrn Werdenberg's bemerkte, hatte er schon Gewißheit für das Bevorstehende gewonnen. In diesem Momente fühlte er Scham und Reue, auch trat wieder lebendig das Gefühl hervor, Elise sei ihm doch noch immer sehr theuer; hätte sie selbst ihn jetzt empfangen, wäre vielleicht noch Alles wieder gut geworden, aber einem Manne gegenüber, wie hoch er denselben auch schätzte, glaubte er sich doch nicht zu tief beugen zu dürfen; er rief allen den falschen Stolz zu Hilfe, den Comtesse Anna neuerdings in ihm angeregt hatte, und rüstete sich mit Trotz für die unvermeidliche Auseinandersetzung.

Herr Werdenberg legte ohne viel Umstände dem Lieutenant die gegen ihn erhobene Anklage vor und forderte ihn zu einer bestimmten Erklärung darüber auf. Eine solche war freilich nicht leicht zu geben, wenn Hugo nicht das offene Bekenntniß ablegen wollte, er habe ein schweres Unrecht gegen seine Braut begangen, er bereue dasselbe und werde sich fortan von jener gefährlichen Bekanntschaft fern halten. Dies schien ihm aber doch zu weit zu gehen und sich mit seiner vermeintlichen Mannes- und Offiziersehre nicht zu vertragen; er brachte einige wenig stichhaltige Entschuldigungen und Versicherungen hervor, indessen merkte man denselben leicht an, daß sie nicht aus aufrichtigem, unschuldsvollem Herzen kamen, und der Oberbürgermeister war nicht der Mann, sich damit zufriedenstellen zu lassen. Es kam sogar auf beiden Seiten zu einigen heftigen Worten, und Herr Werdenberg erklärte dem Lieutenant, daß er ihm das Glück und die Zukunft seiner Tochter unter solchen Um-

ständen nicht mehr anvertrauen könne. Die Verlobung war aufgelöst.

Merwitz verließ das ihm noch vor Kurzem so lieb gewesene Haus in stürmischer Aufregung; er hielt sich schwer beleidigt, ohne zu bedenken, daß nur sein eigenes Benehmen diese Katastrophe herbeigeführt hatte, und daß er dort wohl mehr Schmerz zurückließ, als er selbst mit sich nahm. Augenblicklich beschäftigte er sich vorzüglich nur damit, was seine Kameraden, was die ganze Stadt zu diesem Vorkommnisse sagen, und wie er selbst sich dabei vertheidigen sollte. Sein Herz war voll Bitterkeit, auch gegen Elise, die ihn nicht einmal einer offenen Unterredung gewürdigt hätte, und er wollte danach den Werth ihrer Liebe nur sehr gering anschlagen.

Bald kam aber wieder das bessere und richtigere Gefühl, das eigentlich in seiner Natur lag, über ihn; er begriff sein Unrecht und bereute. War es aber nicht zu spät, dies jetzt noch auszusprechen? Sollte er bitten, nachdem er einmal so stolz aufgetreten war, und sollte er Gefahr laufen, dennoch eine abschlägige Antwort zu bekommen? Wenn das die Leute erfahren hätten, insbesondere Gräfin Anna! Welche Verachtung mußte ihm von ihrer Seite dann zutheil werden?

Er kämpfte schwer in einem gewiß nicht beneidenswerthen Zustande. Elise erschien ihm jetzt ganz unersetzlich, selbst die schöne Comtesse wog den Verlust nicht auf. Wie war es nur möglich, daß es dahin gekommen? Immer wieder nahm er die Feder mit der Absicht, an Elise zu schreiben, sie um Verzeihung zu bitten und ihr Alles zu versprechen, was ihr Vater von ihm verlangt hatte, und immer wieder warf er sie mit dem aus tiefstem Herzen kommenden Seufzer fort: „Ich kann nicht, ich darf nicht!“ —

Er hatte sich noch einer schweren Pflicht zu entledigen, nämlich den Verlobungsring an Elise zurückzuschicken, doch er zögerte damit, bis er mit einem kurzen, höflichen, aber kalten Schreiben des Oberbürgermeisters den ihrigen erhielt. Da war nun natürlich Alles vorbei. — Jetzt schrieb auch er, anscheinend ruhig und gefaßt, an Elise und sandte ihr den Ring, den er vorher noch einmal traurig und inbrünstig an seine Lippen führte; er versuchte sich auch gar nicht zu entschuldigen, sondern sprach nur von Verhältnissen, welche diesen schweren Schritt herbeigeführt hätten, ohne sie näher zu bezeichnen.

Es lag keine ausgesprochene Kälte in diesem Briefe, aber auch keine Leidenschaft; um so eher lassen solche Worte eine verschiedene Deutung zu, und die arme Elise suchte sich die beste heraus, die ihren eigenen Gefühlen entsprach. Sie weinte bitterlich und küßte, aller Abmahnungen der Mutter ungeachtet, Papier und Ring, die so verhängnißvoll für sie waren, tausendmal; sie konnte Hugo weder zürnen, noch ihn verachten, nur soviel wußte sie, daß er ihr unendlich wehe gethan; auch sie hatte es bis dahin für unmöglich gehalten, daß es jemals so weit kommen könnte, ja sie warf sich selbst vor, daß sie sich nicht mehr bemüht habe, dem Verlobten zu genügen. Ihr echt weibliches Herz konnte nur einmal lieben und mußte dieser Liebe bis zum Tode treu bleiben; ihr Glück war für immer verloren.

Ueber das Werdenbergische Haus kamen nun sehr traurige Tage. Die ganze Familie hing zu innig zusammen, als daß nicht jeder Einzelne mit empfunden haben sollte, was den Anderen schmerzte und bekümmerte; man sah überall nur trübe Gesichter. Elise weilte viel allein in ihrem Zimmer,

denn sie bedurfte der Zurückgezogenheit, um ihre Schwäche zu verbergen.

Sie hatte ihren tiefen Kummer noch lange nicht besiegt, als sie wieder anscheinend ruhiger aufzutreten vermochte. Daß alle Freunde des Hauses vollständig ihre Partei nahmen, tröstete sie nicht, und es gab ihr stets einen tiefen Stich in das Herz, ja sie mochte es gar nicht hören, wenn man hr sagte, Lieutenant von Merwitz sei ihrer nicht werth gewesen, das beweise er jetzt dadurch, daß er ein ziemlich leichtfertiges Leben führe.

„Er war ja früher anders. Er kann also doch nicht glücklich sein!“ sagte sie nur zu sich selbst, und ihr Herz zitterte dabei.

V.

Bald nach der Auflösung dieser Verlobung, die allerdings nicht die Residenz in große Bewegung versetzte, sondern nur beschränkteren Kreisen Gelegenheit zu verwunderungsvollen oder klatschsüchtigen Beurtheilungen und Gesprächen gab, erhielt der General von Löwenhorst eines Abends ein Handbillet des Herzogs, das ihn, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, aufforderte, sich anderen Morgens zu ungewöhnlich früher Stunde mit Vermeidung besonderen Aufsehens in den Gemächern Sr. Hoheit einzufinden.

Der General wurde dadurch nicht wenig beunruhigt; denn in seiner langen Dienstzeit war ihm etwas Aehnliches noch nicht passirt. Was in aller Welt konnte der regierende Fürst mit seinen getreuen Dienern anscheinend so geheimnißvoll zu verhandeln haben?

Seine Vermuthung hatte ihn, wie er nun fand, getäuscht denn er traf zur befohlenen Stunde in dem herzoglichen Vorzimmer noch mehrere andere Herren, die theils durch hohe militärische oder Beamtenstellung, theils durch das besondere Vertrauen des Herzogs ausgezeichnet waren, darunter mehrere Minister. Es waren ihrer zehn bis zwölf an Zahl, und Alle schienen wenigstens über den Zweck dieser ungewöhnlichen Zusammberufung gänzlich im Unklaren zu sein.

Während man sich darüber mit aller Vorsicht noch flüsternd seine Vermuthungen mittheilte, erschien der dienstthuende Flügeladjutant und ersuchte die Herren, in das Cabinet Sr. herzoglichen Hoheit einzutreten. Man fand in dem großen und hellen Gemache, das Allen schon wohlbekannt war, nicht allein den Herzog anwesend, der die Interims-Uniform der Generalität trug und sich bei seinem tiefernsten Blicke heute darin besonders würdevoll ausnahm, sondern auch in feierlichem, schwarzen Anzuge, mit ihren großen Orden geschmückt, den ersten Staatsminister Baron von Wallwitz und den in allen Landesangelegenheiten, bis auf die militärischen, berichterstattenden und vortragenden Geheimen Rath und Staats-Archivar von Koch. Letzterer schien bereits ein Protokol aufgenommen zu haben; denn er erhob sich erst nach dem letzten Federstriche hinter einem mit Papieren bedeckten Tische.

Der Herzog wie die beiden anderen Herren sahen ein wenig übernächtigt und angestrengt aus; kein Zweifel, daß sie mindestens während eines großen Theils der Nacht zusammen gearbeitet hatten.

„Meine lieben und getreuen Herren und Räthe," begann der Fürst, der in aufrechter Haltung, sich mit der einen Hand

auf den Tisch stützend, dastand, nachdem er die Ueberraschten in kurzer, förmlicher, aber freundlicher Weise begrüßt hatte, „ich habe Sie unter etwas eigenthümlichen Umständen hierher zusammenberufen, da es sich um eine für mein Haus und mein gesammtes Volk sehr wichtige Angelegenheit handelt, von der ich Ihnen als meinen werthesten Unterthanen und getreuesten Dienern zuerst Kenntniß geben will unter dem Vorbehalte, daß Sie bis zu der mir zur allgemeinen Veröffentlichung geeignet erscheinenden Stunde, die nicht mehr fern sein dürfte, darüber das unverbrüchlichste Stillschweigen beobachten."

Die Herren verbeugten sich, die Hand auf das Herz legend oder ein anderes Zeichen ihrer unbedingten Zustimmung und Treueversicherung gebend.

„Der Himmel hat mich mit einem ziemlich hohen Lebensalter bisher begnadigt," fuhr der Herzog feierlich fort, „und mir vergönnt, die Regierung dieses geliebten Landes schon seit einer langen Reihe von Jahren zu führen; er hat mir indessen einen meiner höchsten Wünsche versagt, der, den Scepter, wenn ich von meinen Pflichten abberufen werde, einem directen Leibeserben übergeben zu können. Die Thronfolge ist eine brennende Frage geworden, die bei meinem Ableben zum Unglücke unseres Vaterlandes werden könnte, sofern sie nicht schon im Voraus definitiv beantwortet und geregelt wäre. Sie Alle kennen genügend die obwaltenden Verhältnisse, als daß ich mich des Näheren darüber auszulassen brauchte. Die bezüglichen nothwendigen Berathungen, an denen mehrere von Ihnen theilgenommen haben, und die Verhandlungen mit uns befreundeten Höfen sind endlich soweit zum Abschlusse gediehen, wenn Letztere auch nicht überall in

vollkommen befriedigender Weise, daß sich nunmehr eine endgiltige Entscheidung von mir treffen ließ, wie ich sie hier unter allen üblichen Formen schriftlich niedergelegt habe. Ich zweifle nicht daran, daß Sie derselben als treue Diener und gewissenhafte Räthe, aus vollem Herzen zustimmen und, je nach Ihrem Wirkungskreise und Amte, für deren genaue Vollziehung Sorge tragen werden. Aber ich wollte den so hochwichtigen Act meiner Namensunterschrift nur in Ihrer Gegenwart vollziehen und lade Sie ein, dies durch Ihre Zeugenschaft und Unterzeichnung Ihrer Namen zu bekräftigen."

Schon seit dem Beginne dieser Rede wußten die Anwesenden, um was es sich handelte, dennoch blieben sie äußerst gespannt auf die Erklärung des Herzogs, die sie voraussahen und gegen die in der That, hätte sie auch ihre Erwartungen getäuscht, Niemand einen Einspruch zu erheben gewagt haben würde; es vollzog sich hier ein Act souveräner Macht und gewissermaßen despotischen Eigenwillens, aber die Herren waren auch längst daran gewöhnt, sich vor solcher Kraft zu beugen.

Auf Befehl des Herzogs verlas der Geheime Rath von Koch nun das wichtige Protokol. Prinz Heinrich wurde in demselben ein für alle Male von der Thronfolge ausgeschlossen und dieselbe, unter weitläufiger Angabe scheinbarer Rechtsgründe, auf Prinz Ludwig übertragen; es war Niemand zugegen, der für den Einen wie für den Anderen besondere Anhänglichkeit und Theilnahme fühlte, die Meisten waren allerdings von dem besseren Rechte des Ersteren überzeugt, und doch erhob sich keine einzige Stimme, um zu protestiren. Der alte, strenge Herr entschied über die Zukunft seines

Landes und Volkes, und sie mußte sich demnach vollziehen, wenn er schon längst die Augen geschlossen hatte. Ohne Zögern unterzeichneten, nachdem der Herzog es gethan, Alle die bedeutungsvolle Urkunde, die Herr von Koch sodann erhielt, um sie in das Staatsarchiv niederzulegen.

Keiner wagte auch die Frage aufzuwerfen, was Prinz Heinrich wohl zu dieser mehr oder minderen Beraubung sagen würde; der regierende Herr hatte bereits über Alles entschieden.

An demselben Nachmittage hatte die Gräfin Anna Horn den speciellen Dienst bei der Frau Herzogin; sie versah ihn bereits seit dem Morgen und wurde Abends wieder abgelöst.

Es war kein schwerer Dienst, wiewohl er an Tagen, wo keine Hoffestlichkeiten stattfanden, recht langweilig werden konnte; die letzteren belästigten freilich manchmal noch mehr. Die Gräfin hatte sich bei dem zu ziemlich später Stunde stattfindenden Lever der hohen Frau einzufinden, bei der Toilette einige förmliche Handleistungen zu thun, beim Empfange von Besuchen gegenwärtig zu sein, wenn sie nicht fortgeschickt wurde, am Diner theilzunehmen und dazwischen ihre Herrin zu unterhalten, sei es durch ernste oder scherzhafte Plauderei oder auch durch Vorlesen u. dgl. An schönen Tagen fuhr oder ging man auch spaziren. Das blieb ein ewiges Einerlei, wenigstens Tag um Tag, da den Dienst noch eine zweite Hofdame theilte; aber auch an den Zwischentagen zog die Herzogin Anna, die am meisten Begünstigte, häufig in ihre Gesellschaft. Anna hatte sich daran schon gewöhnt und verfolgte ja auch Zwecke, die ihr dieses Leben interessanter machten und sie fortwährend beschäftigten.

Die Herzogin war auch keine unliebenswürdige Dame,

wenigstens nicht denen gegenüber, welchen sie einmal ihre Gunst geschenkt hatte. In solch' vertraulichem Verkehre zeigte sie nicht ihren Stolz, wenn sie auch ihrer Würde nichts zu vergeben pflegte; sie sprach sich sogar, wie fast alle Frauen, häufig nur zu offen aus.

Die Gräfin bemerkte, als sie ihren Dienst an diesem Tage antrat, sofort recht gut, daß die Herzogin sich in einer besonderen Erregung befand. Die hohe Dame mußte unruhig geschlafen haben, sprach zerstreut und sah immer wieder nach der Uhr, als ob sie zur gewissen Stunde eine wichtige Benachrichtigung erwartete; es mußte Anna auffallen, daß die Fürstin sich dessenungeachtet zu ihr nicht äußerte.

Es war neun Uhr Morgens, als der Besuch des Herzogs angemeldet wurde, eine ungewöhnlich frühe Stunde dafür; überhaupt schien es heute mit allen sonstigen Formen nicht streng genommen zu werden. Die Gräfin mußte sich zurückziehen, und das hohe Paar verhandelte geraume Zeit lang unter vier Augen. Das war genug für Anna, um ihr die Ueberzeugung zu verschaffen, daß wichtige und geheime Dinge im Werke seien, und sie besaß den hinreichenden Scharfsinn, um die Wahrheit beinahe vollständig zu errathen.

Der Gräfin Unruhe stieg mit jeder Minute; sie war auf das Aeußerste begierig, zu erfahren, was vorging, aber auch schlau genug, dies zu verbergen, als sie wieder bei der Herzogin eintreten durfte.

Die hohe Frau fühlte sich sichtlich erleichtert und schien sich jetzt in ganz freudiger Stimmung zu befinden; sie scherzte sogar mit Anna, bewahrte indessen die Vorsicht, sich über den Grund dieser schnellen Veränderung nicht auszulassen.

Es war ein schöner und heller, nicht zu kalter Februartag,

und um die Mittagsstunde befahl die Herzogin ihre Equipage, um eine Spazirfahrt durch einen Theil der die Stadt umgebenden Promenaden zu machen; Anna allein sollte sie begleiten. Dies war der Letzteren heute ganz besonders recht, denn sie hoffte, dabei werde sich die beste Gelegenheit finden, sich frei auszusprechen, zumal sich leicht bemerken ließ, daß die Herzogin etwas auf dem Herzen trug, das ihr schwer wurde, allein zu bewahren.

Dennoch schien die Erwartung der Gräfin getäuscht werden zu sollen; ihre Herrin sprach nur ganz im Allgemeinen von einer großen, ihr widerfahrenen Freude und Beruhigung, daß ihr ein längstgehegter, heißer Wunsch erfüllt worden sei u. dgl.

Man befand sich bereits auf der Heimfahrt. Die Damen saßen, in ihre kostbaren Pelze gehüllt, im Fond der vierspännigen, offenen Equipage, und die hohe Frau erwiderte heute besonders gnädig und freundlich die vielen ihr zu Theil werdenden Grüße. Anna konnte ihre Verstimmung schon immer weniger verbergen; wenn die Herzogin dies bemerkte, so mochte sie sich wohl denken, daß ihre sonstige Vertraute mit ihrer diesmaligen Zurückhaltung nicht ganz zufrieden sei.

Kurz vor dem Stadtthore kam ihnen ein junger, stattlicher Reiter in glänzender Cavallerie-Uniform entgegen; er war Prinz Ludwig. Sogleich warf er sein Pferd kurz herum, machte, wie es die Etiquette besagte, Front und salutirte in mehr verbindlicher wie ehrfurchtsvoller Weise. Auf einen Wink der Herzogin war er mit einigen Courbetten am Wagenschlage, begrüßte die Damen noch einmal sehr artig und unterhielt sich mit seiner hohen Verwandten, neben der Equipage her galopirend, eine Weile in scherzendem Tone.

Erst am Stadtthore, als die Herzogin sich verabschiedete, wandte er sein Pferd wieder und sprengte davon.

Die Augen der alten Dame leuchteten noch heller wie zuvor; sie fand an ihrem Neffen offenbar das größte Wohlgefallen, eine beinahe mütterliche Zärtlichkeit hatte sich ihm gegenüber sogar in ihren Mienen ausgedrückt.

„Nun, liebe Anna, wie gefällt Ihnen Prinz Ludwig?“ fragte sie plötzlich die Gräfin, die fast trübe geworden war.

Anna schreckte zusammen, sie glaubte sich in ihren Gedanken überrascht. Schnell gefaßt, erwiderte sie sodann, wie sie natürlich nicht anders konnte, daß sie ebenso die äußere persönliche Erscheinung wie die geistigen Vorzüge des jungen Prinzen bewundere. Diese Versicherung war allerdings von jeder Aufrichtigkeit weit entfernt; aber die Uebung, die in den höheren Gesellschaftskreisen und besonders bei Hofe nicht fehlen darf, sehr häufig das Gegentheil von dem, was man denkt, zu sprechen, ließ sie auch diesmal nicht im Stiche. Die Herzogin mußte wohl ganz zufrieden mit der Antwort sein und lächelte viel vertrauungsvoller.

„Wenn ihm das Schicksal vorbehalten hätte, eine Krone oder den Fürstenhut zu tragen,“ fuhr sich nach einer kleinen Pause fort, „böten seine vortrefflichen Eigenschaften dann nicht alle Garantien dafür, daß er einen solch' hohen Platz auf das Würdevollste und Glücklichste ausfüllen würde?“

Die Gräfin stimmte selbstredend auch dem zu und zwar in scheinbar recht warmer Weise; denn sie glaubte sich nicht darin zu irren, daß die Herzogin nun auf den Weg gekommen sei, der das beunruhigende Geheimniß aufklären konnte; und Anna setzte hinzu, es seien ja, ihres Wissens, alle Aussichten vorhanden, daß Prinz Ludwig dereinst die Regierung seines Heimathlandes übernehmen werde.

„Ach, das ist ein zu kleiner Wirkungskreis für ihn!" meinte die Frau Herzogin, ziemlich wegwerfend. „Sie wissen ja auch schon, liebe Anna, daß ich andere Pläne für ihn hatte."

„Sollten Hoheit die Hoffnung aufgegeben haben, dieselben zu verwirklichen?" fragte die Comtesse mit gutgespielter Betroffenheit.

„Im Gegentheil, mein Kind; ich besitze, Gott sei Dank, noch Energie und Einfluß genug, das, was ich für recht und gut erkannt habe, zum Ziele zu führen. Es wird bald kein Geheimniß mehr sein, daß Prinz Ludwig berufen ist, dereinst den Herzogshut zu tragen, den der Himmel noch lange auf dem Haupte meines theuren, hochverehrten Gemahls erhalten möge."

Sie sah die Gräfin dabei so triumphirend an, daß diese nicht mehr zweifeln konnte, die Entscheidung über die Thronfolge sei bereits an diesem Morgen getroffen worden. Die Gräfin hatte Mühe, ihre Bestürzung zu verbergen.

„Sollte es möglich sein, Hoheit? Welches Glück für das Land, wenn die Weisheit unseres regierenden Herrn diese hochwichtige Angelegenheit schon definitiv geordnet hätte!"

„Es ist so, liebe Anna. Selbstverständlich bleibt diese Sache aber einstweilen noch unter uns; ich weiß ja, daß ich mich sicher auf Ihre Verschwiegenheit verlassen kann."

Die Comtesse legte die Hand betheuernd auf das Herz; die Herzogin erzählte ihr nun ausführlich von dem an diesem Morgen stattgehabten Acte und fügte hinzu, daß ihr Gemahl entschlossen sei, in kürzester Frist dieses Thronfolgestatut auch öffentlich zu verkündigen.

„Aber was wird Prinz Heinrich dazu sagen?' fragte die

Gräfin bedenklich; „glauben Eure Hoheit nicht, daß er einen öffentlichen Protest dagegen erheben könnte?"

„Wozu sollte ihm das helfen?" meinte die hohe Dame, beinahe verächtlich die Achseln zuckend; „seine Partei im Lande ist nur klein und einflußlos, und hier gebietet noch der Wille des Herrschers, der jede Auflehnung dagegen energisch strafen würde; übrigens haben wir uns bereits der Zustimmung der bedeutenderen auswärtigen Mächte versichert. Es wäre höchstens für den Augenblick ein störender Conflict zu besorgen, der ärgerliches Aufsehen ohne Noth machte; deshalb wird man dafür sorgen, Prinz Heinrich, wenn die Stunde gekommen ist, auf gute Weise zeitweilig von hier zu entfernen. Bei seiner Rückkehr findet er dann ein fait accompli, dem er sich wohl oder übel beugen muß."

„Verzeihen Eure Hoheit, wenn ich eine Befürchtung auszusprechen wage. Ich verstehe mich allerdings nicht auf so hochwichtige und verwickelte Staatsangelegenheiten, aber aus kindischem Verstande kommt manchmal doch ein nicht zu verachtender Gedanke, und die treue Ergebenheit, welche ich stets für Sie und Ihr Haus gefühlt habe, macht mich besorgt. Wenn nun der Prinz, der ohne Zweifel seit dem Eintreffen Prinz Ludwig's schon ein Mißtrauen gefaßt haben wird, sich weigern sollte, die Residenz und das Land zu verlassen?"

„O, meine Liebe," erwiderte die Herzogin sehr ruhig, aber ihre Brauen zogen sich doch drohend zusammen, „Sie meinen es gut, jedoch sprechen Sie da ziemlich unüberlegte Worte aus. Man wird irgend einen unverdächtigen Auftrag für den Prinzen finden, und er wird denselben mit dem seinem Landesherrn schuldigen Gehorsam übernehmen, mag die Mission ihm willkommen sein oder nicht."

„Ich bitte nochmals um Verzeihung, Hoheit, daß ich mich so thöricht auszudrücken wagte.“

„Schon gut, schon gut, liebes Kind; ich habe mich darüber auch nicht weiter alterirt. Wir wollen dieses Gespräch jetzt übrigens abbrechen, denn da sind wir ja schon am Schlosse.“

Die Equipage rollte in den Schloßhof, die Wache präsentirte; im großen Portale stiegen die Damen aus, und nachdem die Herzogin noch eine kurze Toilette gemacht hatte, begab sie sich mit ihrer Hofdame zum Diner, an dem, außer einigen höheren Hofchargen, auch der Herzog und Prinz Ludwig theilnahmen. Die Unterhaltung wurde dabei ganz unbefangen geführt, das Ereigniß des Tages, das dem Prinzen doch jedenfalls nicht unbekannt geblieben war, mit keinem Worte berührt, und wie scharf Gräfin Anna auch beobachten mochte, gelang es ihr doch nicht, auch nur einen Blick heimlichen Einverständnisses zwischen den hohen Verwandten aufzufassen.

Ihr Herz klopfte in stürmischer Ungeduld der Stunde ihrer Ablösung vom Dienste entgegen; sie mußte so bald wie möglich zu Prinz Heinrich zu gelangen suchen, um ihn von dem so bedeutungsvollen Schlage, den man gegen ihn schon geführt hatte und noch zu führen gedachte, in Kenntniß zu setzen. Man mußte sich auf Alles vorbereiten und vermuthlich schnell handeln, um, wenn dies noch möglich war, jene Intrigue zu Schanden zu machen. Anna dachte nicht daran, ihre Hoffnungen so leichten Kaufes aufzugeben, und mit aller Glut weiblicher Leidenschaft überließ sie sich abenteuerlichen und gewaltsamen Plänen; es war heute eine unendlich schwere Aufgabe für sie, sich äußerlich ruhig und heiter zu zeigen.

Endlich war die Erlösung gekommen; die Herzogin hatte sich sehr freundlich von ihr verabschiedet und dabei bedeu-

tungsvoll den Finger auf den Mund gelegt. Anna eilte mehr wie sonst nach ihrer Wohnung.

Es war noch zu früh, um sich zum Prinzen zu begeben, auch fühlte sie zuvor das dringende Bedürfniß, Herrin ihrer mächtigen Aufregung zu werden. Ihr Kopf brannte, und sie glaubte zu fiebern. Diese Aufwallungen legten sich erst einigermaßen, nachdem sie mehr ihrer zornigen Empörung wie ihrem Schmerze durch heiße Thränen eine Ableitung verschafft hatte.

Sie wartete heute nicht auf den alten Heinzmann, der sie sonst abzuholen pflegte, da sie für diesen Abend keine Verabredung mit dem Prinzen getroffen hatte. Um so bedenklicher konnte es daher erscheinen, wenn sie sich zu ihm begab; aber alles Zaudern schien ihr hier von den bedenklichsten Folgen werden zu müssen.

Unter ihren Dienstboten liebte sie nicht Vertraute zu haben, wenigstens nicht bei so wichtigen und gefährlichen Angelegenheiten; sie sprach ihrem Kammermädchen gegenüber von Ermüdung und begab sich in's Bett. Alsbald erhob sie sich aber wieder und legte ohne weibliche Hilfe das sorgfältig verborgen gehaltene Pagenkleid an. Daß eine Dame, welche sich mit solchen Intriguen beschäftigte wie die Gräfin Horn, längst dafür gesorgt hatte, in ihrer Wohnung unbemerkt ein und ausgehen zu können, wozu die alterthümliche Bauart des rothen Schlosses noch besonders gute Gelegenheit bot, wird man leicht begreiflich finden; auf diesem geheimen Wege empfing sie auch schon seit geraumer Zeit stets den Lieutenant von Merwitz, dessen häufige Besuche sonst doch wohl ihrem Rufe hätten schädlich werden müssen.

Noch vor eilf Uhr ging sie fort; die innere Unruhe und

Ungeduld ließen sie die Gefahr mißachten, in den zur Stunde noch theilweise belebten Corridoren erkannt zu werden. Glücklicherweise kam sie nicht in diese Verlegenheit und traf obenein noch ganz zufällig den alten Heinzmann früher wie jeden anderen Diener des Prinzen.

„Gott sei Dank, Heinzmann,“ redete sie ihn mit der vollsten Vertraulichkeit an, „daß ich Ihnen begegne! Ich muß sofort Seine Durchlaucht sprechen, es handelt sich um die allerbedeutendsten Dinge.“

Ihr Ton machte den Kammerdiener bestürzt; ziemlich unsicher flüsterte er:

„Gnädigste Comtesse, ist ein Unglück geschehen? — sind wir verrathen?“

„Nein, nein, so schlimm ist es noch nicht, aber auch nicht viel besser! Kann mich der Prinz sofort empfangen?“

„Er hat soeben den Besuch des Herrn von Fröben, und nachher werden noch ein paar andere erwartet. Wenn es indessen unumgänglich nothwendig ist, will ich ihm einen heimlichen Wink geben.“

„Es ist durchaus nothwendig, bester Heinzmann!“

„So soll es auf der Stelle geschehen. Belieben Sie inzwischen nur hier einzutreten; in wenigen Minuten werde ich wieder da sein.“

Er hatte die nächste auf den Corridor mündende Thür geöffnet und ließ sie eintreten. Es war eines seiner eigenen Zimmer, und man mußte gestehen, daß der Kammerdiener, der unverheirathet war, kaum weniger elegant und bequem wie sein hoher Herr logirte. Mit einer kurzen Entschuldigung huschte er davon, nachdem er der Gräfin einen Sessel zurechtgerückt hatte.

Anna hatte für ihre Umgebung zuerst kein Auge; denn sie dachte nur an ihr Vorhaben. Indessen verzögerte sich die Rückkehr Heinzmann's so lange, daß sie, ohne alle Absicht, nicht umhin konnte, sich näher umzusehen. Ihr Blick fiel sehr bald auf ein Packet couvertirter und gesiegelter Briefe, das auf einem Seitentischchen lag. Da sich nicht eine sehr ausgebreitete Correspondenz des Kammerdieners annehmen ließ, lag die Vermuthung nahe, es seien an den Prinzen mit der Post eingegangene Briefe oder solche, welche Jener von seinem Herrn zur Besorgung erhalten hätte.

Gewöhnliche Neugierde gehörte nicht zu den Leidenschaften der Comtesse, aber bei ihrer augenblicklichen Ungeduld suchte sie nach einer Gelegenheit, sich zu zerstreuen; ohne irgend einen bestimmten Zweck damit zu verbinden, stand sie auf und trat an jenen Tisch, von dem sie fast mechanisch einen nach dem andern der Briefe aufnahm und die Adressen überlas. Letztere waren von der Hand Prinz Heinrich's geschrieben, aber mit gewöhnlichen, unscheinbaren Petschaften gesiegelt. Die Adressen lauteten auf verschiedene Personen, von denen Anna wußte oder annehmen konnte, in welcher Verbindung der Prinz mit ihnen stand. Bei der einen malte sich aber doch große Verwunderung in ihren Mienen.

An die Frau Marquise La Roche-Mesnil, Oberhofmeisterin Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin „Amalie von ***", las die Comtesse, und auf ihrer Stirn bildeten sich unwillkürlich kleine Falten.

Was hatte Prinz Heinrich mit dieser Dame zu thun? Anna wußte zwar, daß er sich gerade auf die Hilfe jenes Hofes, dem die Prinzessin Amalie angehörte, stützte; aber sie glaubte auch seine dortigen Verbindungen durch ihn selbst

ganz genau kennen gelernt zu haben, und dabei hatte er weder der Prinzessin noch der Oberhofmeisterin mit einem Worte Erwähnung gethan. Es durchzuckte sie wie eine böse Ahnung, ein Mißtrauen, von dem sie sich selbst noch nicht Rechenschaft zu geben wußte, und sie behielt den Brief noch eine Weile in der Hand, als suchte sie durch das Couvert seinen Inhalt zu ergründen. Da vernahm sie, wie Heinzmann wieder seine Hand auf die Thürklinke legte, und in einem Momente warf sie erschrocken das Schreiben zu den übrigen, deren Ordnung sie nicht gestört hatte, und ging rasch von dem Tische fort.

Der Kammerdiener bemerkte nichts mehr davon, als er eintrat. Er entschuldigte sein längeres Ausbleiben damit, daß der Prinz sein heimliches Zeichen wohl sofort verstanden, es doch aber noch einige Zeit gekostet habe, um die Unterhaltung mit Herrn von Froeben abzubrechen; Seine Hoheit seien nun sofort bereit, die Gräfin zu empfangen.

Wenn auch immer noch von dem unangenehmen Gefühle belästigt, das bei Durchlesung jener Adresse über sie gekommen, war Anna doch schnell wieder gefaßt und ganz bei der Sache. Sie folgte dem alten Heinzmann und wurde gleich darauf in ganz ähnlicher Weise, wie man schon einmal gesehen hat, von Prinz Heinrich empfangen, nur hielt man sich diesmal nicht mit scherzenden oder schmeichelhaften Reden auf.

Der Prinz war durch Heinzmann's Meldung schon beunruhigt worden, und das eigenthümlich erregte Wesen der Comtesse ließ ihn das Schlimmste befürchten. Der Kammerdiener zog sich wieder zurück, aber vielleicht nicht so weit, um nicht wenigstens die Einleitung des nun folgen=

den Gespräches zu belauschen. Konnte es sich nicht auch um seine Zukunft, vielleicht um seinen Kopf handeln?

Anna erzählte in fliegender Hast Alles, was sie von der Herzogin vernommen hatte. Dies stimmte vollkommen mit der dem Prinzen vor Kurzem erst durch den Baron von Fröben überbrachten Nachricht zusammen, daß der regierende Herzog am Morgen in sonderbarer Heimlichkeit eine Anzahl seiner ersten Staatsdiener empfangen habe, nur wußte der Baron auch nicht das Mindeste von dem Zwecke dieser Berufung und konnte sich bloß auf ganz vage Vermuthungen beschränken. Anna's Erklärung war nun sicher genug.

Prinz Heinrich hatte das, was jetzt geschehen war, freilich schon erwarten müssen, dennoch machte es einen Eindruck auf ihn, der sich nicht verbergen ließ; mächtige Aufwallungen des Schmerzes und Zornes spiegelten sich in seinem Gesichte, in seinem ganzen Wesen wider. Bleich und finster, drohenden Auges, während ein convulsivisches Zucken um seinen Mund spielte, sprang er auf und ging schnellen Schrittes im Zimmer umher, unverständliche Worte murmelnd. Er schien selbst die Gegenwart der Gräfin vergessen zu haben, die, da ihr ein solcher Zustand der Heftigkeit bei ihm noch ganz fremd war, ihn mit stummer Scheu beobachtete. Die Erinnerung an den Brief und ihr Mißtrauen entschwanden ihr wieder gänzlich; sie fühlte die aufrichtigste Theilnahme für den unglücklichen Prinzen, wenn auch ein Theil Egoismus davon unzertrennlich blieb, und sie fürchtete jetzt nur, daß er in seinem Zorn zu weit gehen könnte.

Erst nach einer längeren Weile beruhigte er sich, wenigstens äußerlich ziemlich; ein bitteres, trotziges Lächeln lag in seinen Zügen, als er wieder zu der Gräfin trat, und es wurde

nicht viel gemildert durch die sanften Worte, die er für sie hatte.

„Dank, tausend Dank, meine liebe, verehrte Gräfin!„ sagte er zu ihr, indem er ihre Hand ergriff und beinahe zu kräftig in der seinigen preßte. „Sie haben mir wieder einen unberechenbaren Dienst geleistet, Sie opfern sich für mich.“

„O, Durchlaucht, ist es nicht meine Pflicht, obenein aus dem Innersten meines Herzens kommend?“ entgegnete die Comtesse, ihrer Thränen nicht mehr mächtig.

„Beruhigen Sie sich, theure Anna; ich beschwöre Sie darum, denn Ihre Thränen thun mir wehe! Lassen Sie uns lieber gemeinsam überlegen, was wir diesem abscheulichen Verrathe gegenüber zu thun haben. Sie wissen ja, daß unser Beider Zukunft auf das Engste verbunden ist.“

Er setzte sich wieder neben sie und behielt dabei ihre Hand in der seinigen.

„Die Frau Herzogin hat Recht,“ fuhr er dann fort, während der Ausdruck der Empfindungen noch immer rasch auf seinem Gesichte wechselte; „sie haben eine schlimme Falle über mich zugeschlagen und zwingen mich, diese mit Gewalt wieder zu durchbrechen. Freilich durften wir es kaum anders erwarten und sind ja auch schon für diesen Fall ziemlich vorbereitet; leider hielt ich die Entscheidung nur noch nicht für so nahe liegend. Nun gut, jetzt müssen wir mit rücksichtsloser Energie handeln, unsere ganze Partei enger um uns zusammenziehen und schleunigst noch weiter auszubreiten suchen, die Leute müssen wissen, was sie zu thun haben, wenn das ungesetzmäßige Thronfolgestatut publicirt wird!“

„Offene Revolution, Durchlaucht?“ fragte Anna, ohne ihr heftiges Zittern verbergen zu können.

„Offener Protest, sei es, wenn dies nothwendig würde, auch mit den Waffen in der Hand!“ antwortete der Prinz mit funkelnden Augen. „Bin ich nicht berechtigt, für mein Erbe mit allen Mitteln zu kämpfen? — Ich werde es thun, sollte ich auch mein Leben daran setzen!“

„Aber es wird zu spät sein, mein Prinz, wenn Sie aus der Ihnen zugedachten Verbannung auch noch so schnell hierher zurückkehren.“

„Ja, hier in der Hauptstadt des Landes muß sich Alles entscheiden, deshalb werde ich sie auch unter keinen Umständen verlassen!“

„Ich erwähnte schon der Drohungen, welche die Herzogin für diesen Fall ausstieß.“

„Ich bin nicht furchtsam, aber auch nicht allzu unvorsichtig; ich werde ihnen mit gleicher Münze zahlen, sie täuschen, wie sie mich betrügen wollen. Seien Sie ohne Sorge, liebe Anna; ich werde ein Mittel finden, nicht abreisen zu können, wenn man es mir befiehlt, und gerade dadurch den Herzog verleiten, den Schlag noch früher zu führen, als er ihn beabsichtigte; es handelt sich nur noch darum, eine kurze Zeit für unsere Vorbereitungen zu gewinnen.“

Prinz Heinrich sprach mit so großer Sicherheit und Entschlossenheit, daß die Comtesse dadurch um Vieles beruhigter wurde. Beide hielten noch lange eine eingehendere Berathung und stellten den angedeuteten Plan fest, bei dem Anna auch wieder eine Rolle zufiel.

Gern hätte die Gräfin den Prinzen um seine Beziehungen zu dem ***'schen Königshofe befragt, aber da er nicht schickliche Gelegenheit dazu gab, hielt sie die Frage doch für unbescheiden und sie schämte sich besonders, zu gestehen, daß

sie Briefe in die Hand genommen hatte, welche für sie nicht bestimmt waren.

Persönlich nicht näher vertraut mit den Familienverhältnissen jenes hohen Hauses, nahm sie, als sie nach der Conferenz zu Hause angekommen war, ihre Zuflucht zu dem Hof- und Staatskalender. Bereits hatte sie sich erinnert, daß Prinz Heinrich vor etwa zwei Jahren eine sogenannte diplomatische, mehr aber Höflichkeitssendung an jenen Hof übernommen und ausgeführt habe; die Persönlichkeit der Prinzessin Amalie war ihm vermuthlich dort auch bekannt geworden. Wie sie jetzt in der Genealogie verzeichnet fand, war diese Prinzessin, eine nahe Verwandte des dortigen Herrscherpaares, noch unverheirathet, erst achtzehn Jahre alt.

„Ob sie wohl schön ist?" sagte Anna zu sich selbst, und wieder legte sich eine düstere Wolke auf ihre Stirne.

„Thorheit!" setzte sie dann hinzu. „Wie kann ich auch nur von so unwahrscheinlichen Dingen träumen? — Die Aufregung hat mich schon recht thöricht gemacht, und jetzt brauche ich doch gerade so nothwendig einen klaren Blick und vollen Verstand!"

Wenn die Partei des Prinzen nun auch im Geheimen eine ungemein beschleunigte Thätigkeit entfalten mochte, so kam der Herzog dem Ziele derselben, ohne sie zu ahnen, doch noch zuvor. Schon acht Tage später beschied er Prinz Heinrich zu sich und theilte ihm in vertraulicher Weise unter vier Augen mit, daß er genöthigt sei, ihn mit einer ähnlichen Sendung, wie damals an den Hof von ***, an einen andern, gerade sehr weit entfernten, zu betrauen, nur ein Prinz seines Hauses eigne sich dazu.

Unter anderen Umständen wäre gerade dieser Auftrag

Prinz Heinrich ganz willkommen gewesen, denn sein persönliches Erscheinen konnte ihn dort eine neue Unterstützung gewinnen lassen, jetzt mußte er darauf verzichten. Indessen machte er durchaus keine Einwendungen, stellte sich vielmehr sehr erfreut. Die Herzogin triumphirte und sprach dies auch gegen die Gräfin Horn aus.

Alle Vorbereitungen zu einer längeren Reise Prinz Heinrich's wurden getroffen. Seine Anhänger, bis auf die allernächsten Vertrauten, staunten über seine Willfährigkeit und wurden dadurch beunruhigt; sie waren ja schon auf ganz andere Ereignisse vorbereitet worden, auch erhielten sie keine veränderten Instructionen.

Am Tage vor der projectirten Reise fuhr Prinz Heinrich ziemlich früh Morgens — um die Mittagszeit sollte er die förmliche Abschieds-Audienz bei dem herzoglichen Paare haben — in einem leichten, offenen Jagdwagen, mit zwei Pferden bespannt, nach dem ungefähr eine Meile von der Stadt entfernt liegenden Landhause hinaus, das ein Lieblingsaufenthaltsort seiner verstorbenen Mutter gewesen, und woselbst sie auch gestorben war. Er selbst benutzte diese, sehr hübsch gelegene Villa nicht mehr, hatte sie aus Pietät aber stets im Stande erhalten und die Zimmer der Verewigten ganz so belassen, wie sie noch in ihrer letzten Zeit benutzt worden waren. Einige alte Diener erhielten hier noch das Gnadenbrod. Der Prinz kam zuweilen dahin, um sich in jenen Gemächern einige Stunden lang ganz allein eingeschlossen zu halten und zweifellos wehmüthigen Erinnerungen nachzuhängen. Daß er dies vor einer größeren Reise noch einmal thun wollte, fand gewiß die einfachste Erklärung.

Wie fast immer, trug er an diesem Morgen bürgerliche

Kleidung; auch hatte er, außer dem Kutscher, nur den alten Heinzmann bei sich, so daß das Fuhrwerk mit seinen Insassen kein großes Aufsehen erregte, wiewohl man den Prinzen erkannte. Am Stadtthore machte die Wache die vorgeschriebenen Honneurs, und dadurch schienen die beiden, jungen, sehr feurigen Pferde scheu zu werden und rasten so wild davon, auf die Landstraße hinaus, wo der Wagen schnell den nachblickenden Zeugen entschwand, daß die Nachschauenden sich einer gewissen Besorgniß nicht erwehren konnten.

Noch keine halbe Stunde später sprengte ein elegant gekleideter Reiter in rasender Carrière von außen her durch das Thor und parirte sein Pferd so gewaltsam vor der Wache, daß es beinahe auf das Pflaster niedergestürzt wäre. Das Thier war mit Schaum bedeckt, der Reiter ganz athemlos und augenscheinlich im höchsten Grade erregt. Er rief nach dem Offizier der Wache, der auch sogleich herbeieilte und in ihm den Kammerherrn Baron von Fröben erkannte. So schnell dies Alles vor sich ging, konnte es doch nicht ausbleiben, daß sich schon ein Häufchen aus den Vorübergehenden gebildet hatte, die erstaunt und neugierig des nun Kommenden warteten.

„Um des Himmelswillen, mein Herr!“ rief der Baron ganz laut dem Offizier zu, „lassen Sie ein paar Aerzte, die ersten besten, auftreiben und schicken Sie dieselben auf das Allerschleunigste nach Elisensruhe, dem Landhause des Prinzen Heinrich hinaus; ich will zum prinzlichen Leibarzte und habe keine Secunde zu verlieren!“

„Was ist denn geschehen?“ konnte sich der bestürzte Offizier nicht enthalten, zu fragen.

„Ein großes, ein furchtbares Unglück! Sie müssen gesehen

haben, daß Seine Durchlaucht zu Wagen vor Kurzem das Thor passirten!“

„Gewiß, ich habe die Honneurs vor Seiner Durchlaucht machen lassen.“

„Nun, ich machte mit dem jungen Grafen Scharffenstein einen Morgenspazirritt, und wir waren im Begriffe zurückzukehren, schon beinahe auf der Hälfte des Weges zwischen Elisensruhe und der Stadt, als uns ein paar scharf durchgehende Pferde mit einem leichten Jagdwagen entgegenkamen. Im Vorüberfliegen erkannten wir, zu unserem Entsetzen, den Prinzen. Unmittelbar darauf brachen die Thiere rechts aus, stürzten mit dem Wagen die Straßenböschung hinab, und als wir hinzukamen, fanden wir Seine Durchlaucht besinnungslos in den Armen seines Kammerdieners.“

Die Volksmenge, die sich inzwischen immer mehr angesammelt hatte, stieß Rufe des Schreckens aus; es mochten darunter freilich auch Manche sein, die gegen das Schicksal des Prinzen gleichgiltig blieben. Im nächsten Augenblicke war der Baron umringt und wurde mit Fragen bestürmt.

„Aber meine Herren,“ rief er in voller Verzweiflung „begreifen Sie denn nicht, daß ich hier keine Zeit mit Antworten zu verlieren habe? Nein, der Prinz ist nicht todt, auch nicht äußerlich bedeutend verletzt, soviel ich weiß; aber eine innerliche Erschütterung kann noch gefährlicher sein, — ein Blutsturz! Lassen Sie mich fort, ich beschwöre Sie!“

„Gott sei Dank, da kommt eben der Wagen Dr. Schönfelder's!“ rief eine Stimme aus der Masse. „Ist er nicht der Leibarzt Seiner Durchlaucht?“

„Wo? wo?“ schrie Baron von Fröben. „Auf Ehre! welch' glücklicher Zufall! — Herr Lieutenant, schicken Sie

dennoch mehrere Aerzte hinaus; und lassen Sie Seiner Hoheit dem Herzoge unverzüglich Meldung machen!"

Bereits hatte das Volk den Wagen des Leibarztes aufgehalten, der sich zuerst sehr verwundert, dann höchst erschrocken zeigte, als der Baron ihm seinen Bericht erstattete.

„Erlauben Sie mir, lieber Doctor, mich zu Ihnen in das Cabriolet zu setzen und mit Ihnen wieder nach Elisensruhe hinauszufahren; mein Pferd ist schon zu sehr angestrengt."

So geschah es; ein Soldat brachte das Pferd nach dem Stalle.

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch die ganze Stadt. Selbst Diejenigen, welche nicht besondere Freunde Prinz Heinrich's waren, wurden doch von diesem schweren Unglücksfalle ergriffen, den das Gerücht, wie immer, mit allen möglichen, erschütternden Zusätzen umkleidete; noch mehr wirkte die Neugierde. Das Volk zog bald in großen Massen nach Elisensruhe hinaus, besah sich aufmerksam die Stelle des Unfalles und wanderte dann weiter nach der Villa hin, bis hier aufgestellte Polizei- und Reiterposten den Weg sperrten. Dies Letztere war jedenfalls eine ganz vernünftige und wohlmeinende Maßnahme, sogar eine nothwendige; denn wenn der Prinz ernstlich krank war, so konnte ihn der Volkslärm nur belästigen; die niederen Klassen nahmen sie aber übel auf, obgleich sie sich fügen mußten, und bald verbreitete sich unter ihnen das Gerücht, gewiß nicht ohne wohlbedachte Anregung, daß der Herzog keine allgemeine Theilnahme für Prinz Heinrich wünsche und dulden wolle. Letzterer wurde dadurch in diesen Kreisen viel populärer wie bisher.

Als Dr. Schönfelder und Baron von Fröben, die sich

unterwegs im geschlossenen Cabriolet von ganz anderen Dingen unterhielten wie von der möglichen, großen Gefahr, in welcher der Prinz schwebte, sich sogar zuweilen eigenthümlich zulächelten, an die Unglücksstelle kamen, fand man daselbst noch die Trümmer des Jagdwagens und den ganz unverletzt gebliebenen Kutscher, der im Begriffe stand, die Pferde nach der Stadt zurückzubringen. Eines derselben hinkte; auch sah man auf dem Boden starke Blutspuren. Den leblosen Prinzen hatte man alsbald nach Elisensruhe geschafft, denn er befand sich diesem Orte ja näher wie der Stadt, und es lag auf der Hand, daß man ihn nicht unnöthigerweise einem längeren Transporte aussetzte; auch eignete sich die einsame Villa für ein Krankenlager wohl besser wie das geräuschvolle Schloß in der Stadt.

Die Beiden fuhren sofort weiter nach Elisensruhe, wo sie Alles in größter Aufregung fanden. Den Prinzen hatte man schon zu Bett gebracht, und der Doctor ging sogleich an die Untersuchung seines Zustandes.

Bald langten dann ein paar andere städtische Aerzte an und traten etwas schüchtern auf, als sie ihren berühmten und zunächst berechtigten Collegen schon anwesend fanden. Dr. Schönfelder ließ sie an das Lager Seiner Durchlaucht treten und zog sie bereitwilligst zur Consultation. Der Prinz war inzwischen wieder zur Besinnung gekommen, aber befand sich äußerst schwach, so daß er kein Wort zu sprechen vermochte, auch hätte man dies nicht zugeben dürfen. Der alte Heinzmann, der in Thränen schwamm, schilderte den ganzen Vorfall mit den lebendigsten Farben. Die Aerzte konnten die innerlich erlittene Verletzung in allen ihren Folgen noch nicht vollkommen beurtheilen, Besorgniß erregend blieb ein Blut-

sturz; äußerlich hatte sich der Prinz, bis auf leichte Hautabschärfungen, gar nicht verletzt.

Hören wir nun, wie die unheilvolle Botschaft im herzoglichen Schlosse aufgenommen wurde.

Die erste Meldung kam von der Thorwache, und der dienstthuende Adjutant überbrachte sie unverzüglich dem Herzoge. Der hohe Herr erschien darüber äußerst bestürzt, ließ sich sofort ankleiden, seine Equipage bestellen und begab sich eiligst zu seiner Gemahlin, bei der zufällig wieder die Gräfin Horn den Dienst hatte.

„Was es nur im Schlosse geben mag, meine liebe Gräfin?" meinte die Herzogin, als ungewöhnliches Geräusch und Hin- und Herlaufen auf dem Hofe und in den Corridoren bemerkbar wurde. „Sie könnten mir einen Gefallen thun, wenn Sie sich einmal persönlich danach erkundigen wollten."

Anna war eben im Begriff, diesem Befehle Folge zu leisten, als der Herzog unangemeldet und sehr rasch eintrat; er pflegte sonst die Etiquette strenger innezuhalten. Heute sah er auch sehr blaß und bewegt aus.

Die Herzogin fuhr betroffen auf, Anna wollte sich schnell entfernen, aber der hohe Herr sagte mit einer abwehrenden Handbewegung: „Bleiben Sie, Comtesse! Ich bringe kein Geheimniß mit, wohl aber die Kunde eines sehr betrübenden Unfalles, die jetzt zweifellos schon die ganze Stadt durchläuft; ich hoffe indessen, daß das Gerücht übertrieben haben wird."

Die Herzogin hatte sich erhoben und war ihrem Gemahle in sichtlicher Unruhe einige Schritte entgegengegangen. „Was giebt es denn?" fragte sie.

„Fasse Dich, liebe Marie; unserem Neffen, Prinz Heinrich, ist bei einer Morgenfahrt nach Elisensruhe ein Unfall zuge-

stoßen; die Pferde sind durchgegangen, und er ist wohl nicht ganz unbedeutend verletzt worden.

Anna beobachtete scharf; sie war jedenfalls weniger überrascht, als sie sich stellte.

Was die Herzogin betraf, so erbleichte sie zuerst und war mindestens sehr betroffen; dann blickte sie ihren Gemahl fast in einer Weise an, die nicht allein eine neugierige Frage enthielt, sondern unverkennbar auch Unglauben und Mißtrauen ausdrückte. Der Herzog erwiderte diesen Blick schnell durch einen anderen, der ihr halb beizustimmen schien, halb aber auch Zweifel enthielt.

„Es ist so, meine Theure," sagte er; „ich erhielt die Meldung durch die Thorwache und bin entschlossen, mich sofort an Ort und Stelle zu begeben, um unseren armen Neffen zu sehen; er hat einen Blutsturz gehabt, man vermuthet innerliche Verletzungen."

So bedenklich die letzten Worte klangen, mußten sie der Frau Herzogin doch wohl nicht allzu nahe gehen; sie erkundigte sich nur danach, wie das Unglück gekommen sei.

„Ist das nicht sehr fatal?" wandte sich die hohe Frau, als sich ihr Gemahl wieder entfernt hatte, nach einer Pause an die Gräfin.

„Hoffentlich werden, wie Seine Hoheit zu bemerken geruhten," erwiderte Anna, „die Gerüchte übertrieben haben."

„Hoffentlich? Meinen Sie, liebe Gräfin?" entgegnete die Herzogin kühl. „In jedem Falle wird Prinz Heinrich nun morgen nicht abreisen können."

Comtesse Anna zuckte nur die Achseln.

VI.

Der Herzog fand in Elisensruhe die Meldung noch über seine Erwartungen hinaus bestätigt; er sah seinen Neffen im beklagenswerthesten Zustande. Alle anwesenden Aerzte machten bedenkliche Mienen. Baron von Fröben, Graf Scharffenstein und Heinzmann berichteten ganz übereinstimmend, später auch der Kutscher; die Thorwache hatte den Beginn des Unheils mitangesehen, und die Unglücksstelle zeigte noch genügende Spuren davon, kurz, es ließ sich nicht daran zweifeln, selbst wenn man ein Mißtrauen in sich trug, daß Alles ganz natürlich zugegangen war.

Nachdem der Herzog eine Zeit lang bei dem Kranken verweilt und sich überzeugt hatte, daß es unmöglich sei, denselben jetzt in das städtische Schloß schaffen zu lassen, kehrte er, die größte Aufmerksamkeit und Pflege empfehlend, nach der Residenz zurück.

Der Weg führte ihn durch die heran- und zurückwogenden Volsmassen; er fand es erklärlich, aber auch sehr peinlich, daß die Leute so große Theilnahme für Prinz Heinrich bezeugten, und es mußte ihm auffallen, daß man ihn allgemein stiller und weniger freundlich begrüßte wie sonst. Freilich war die Stimmung wohl auch ernster, und worüber sich das Volk ärgerte, wußte er nicht; dennoch verdroß es ihn, daß er um des Prinzen willen gewissermaßen vernachlässigt wurde.

Die schlimme Laune war ihm auf das Gesicht geschrieben, als er bei seiner Gemahlin eintraf, und diesmal mußte sich die Gräfin zurückziehen.

Das herzogliche Paar hatte nun eine sehr lange Unterredung mit einander, über deren Inhalt Anna vorläufig nichts zu erfahren vermochte. Die Herzogin war nachher sehr mißgestimmt. Der Herzog hatte sie überzeugt, wie sie sich auch anfänglich dagegen sträubte, daß der Prinz diesen Zufall nicht bloß als einen Vorwand gesucht habe, um die Residenz nicht zu verlassen, sondern daß er wirklich in großer Gefahr schwebe und an seine Entfernung für längere Zeit nicht zu denken sein würde. Als sie nun vorschlug, dann gerade jetzt das Thronfolgestatut zu proclamiren, antwortete ihr Gemahl sehr entschieden, dies ginge nicht an; denn es würde unter solchen Umständen überall einen zu schlechten Eindruck machen. Er erinnerte sich dabei wohl auch der Theilnahme, die er im Volke für den kranken Prinzen gefunden zu haben glaubte. Von dieser Ansicht wich er nicht ab, wie ungeduldig die Herzogin auch drängte, um Prinz Ludwig ganz sicher zu stellen. Gewiß wünschten Beide, wenn sie es sich auch nicht offen aussprachen, nichts mehr, als daß eine höhere Hand hier zu ihren Gunsten eingreifen möge; der Tod Prinz Heinrich's würde allen diesen Sorgen und Unbequemlichkeiten ein Ende gemacht haben.

Aber es schien, als sollte dieser geheime Wunsch nicht erfüllt werden; die Gefahr für das Leben des Prinzen trat nämlich immer weiter zurück, wenn er auch noch schwer leidend blieb und auf das Sorgfältigste geschont werden mußte. Ohne Zweifel verzögerte sich seine vollständige Wiederherstellung noch auf Monate hinaus.

Einstweilen mußte er auch in Elisensruhe bleiben; das herzogliche Paar verlor ihn daselbst aber keineswegs gänzlich aus den Augen, sondern ließ es sogar nicht an heimlicher,

scharfer Beobachtung fehlen, denn das erste Mißtrauen regte sich doch immer wieder, besonders in der Frau Herzogin.

Prinz Heinrich und seine Anhänger hatten sich ebenfalls verrechnet. Daß der ganze gefährliche Unfall nur ein gut und glücklich durchgeführtes Komödienspiel gewesen, wird der Leser nach verschiedenen Andeutungen wohl schon errathen haben. Prinz Heinrich wollte eben nicht abreisen, und eine gewöhnliche Krankheit als Hinderniß vorzuschützen, würde nicht hingereicht haben, den Verdacht seiner Verwandten zu entkräften. Die traurige Romantik des in Scene gesetzten Unglücksfalles sollte übrigens noch auf die Phantasie des Volkes wirken und ihm dessen Theilnahme eintragen, ein Zweck, der, wie man schon hörte, auch theilweise erreicht wurde.

Der alte Heinzmann und der Kutscher, Baron von Fröben und Graf Scharffenstein, endlich der Leibarzt Dr. Schönfelder, der nicht von ungefähr zur rechten Zeit auf der Bühne erschienen war, und ein Theil der Dienerschaft auf Elisensruhe, Alle spielten im Voraus einstudirte Rollen, und das ganze Drama klappte recht hübsch zusammen; der Wagen war wohlweislich erst umgeworfen worden, als der Prinz ihn schon verlassen hatte, und der Blutsturz, die Ohnmacht und das folgende Leiden selbstverständlich fingirt.

Prinz Heinrich glaubte seine eigene, nicht ganz leichte Rolle auch nicht so lange durchführen zu müssen, wie es nun nothwendig wurde. Er rechnete nämlich darauf, daß der Herzog, wie es ja auch in der That die Herzogin vorschlug, seine Krankheit benutzen würde, das Statut zu publiciren; dann wollte er sich auf einmal mit aller Kraft dagegen erheben und hoffte, daß diese Ueberraschung nach dem Vorgefallenen einen um so tieferen Eindruck machen müsse.

Die neue Ungewißheit, das längere Abwarten kamen ihm und seiner Partei nun gar nicht erwünscht, und dennoch ließ sich nicht eher etwas thun, als bis der Herzog dazu Veranlassung gegeben hatte. Der geheime Verkehr zwischen Elisensruhe und den Verschworenen, wie man sie jetzt wohl nennen durfte, blieb übrigens so vorsichtig, daß die Späher der Gegenpartei auch nicht das Geringste davon merkten.

Es dürfte nun an der Zeit sein, wieder einmal zu dem Lieutenant von Merwitz zurückzukehren, dem die Leute nach Auflösung seiner Verlobung nachgesagt hatten, daß er einen ziemlich leichtfertigen Lebenswandel führe.

Das war eigentlich nicht richtig, und doch hätte man ihn mit mehr Recht noch viel schlimmer beurtheilen können, wäre man von seinem geheimen Treiben unterrichtet gewesen.

Daß Merwitz mit seinen jüngeren Kameraden, auch anderen jungen Leuten von Stande flotter verkehrte wie bisher, war ihm am Ende nicht als schwere Sünde anzurechnen, im Gegentheil ließ es sich leicht durch die Auflösung seiner Verlobung und das Bedürfniß nach Zerstreuung erklären; er übertrieb nicht seine Ausgaben und beging keine sittenlosen oder schlechten Streiche. Ein recht scharfer Beobachter würde gefunden haben, daß sich in dem Wesen des jungen Offiziers manchmal ein fast zu tiefer Ernst und kummervolle Sentimentalität, überhaupt eine zweifelsvolle, innere Zerrissenheit bemerkbar machten, die er dann wieder durch erzwungene Fröhlichkeit und Leichtfertigkeit zu übertäuben suchte. Er fühlte gewiß, daß er sich auf einen Platz gestellt hatte, der ihm nicht vollkommene Befriedigung bot, aber seitdem er seinen Schutzgeist, Elisens Liebe, verloren, vermochte er den Rückweg nicht mehr zu finden.

Um nnn von seinem geheimen Treiben zu sprechen, so gehörte dahin zunächst sein Verhältniß zu der Gräfin Horn, das von ihrer Seite immer intimer gestaltet wurde. Wiewohl er oft an der Reinheit seiner eigenen und ihrer Neigung zweifelte, lag er doch vollständig in ihren Fesseln, denn sie wußte seine Leidenschaft stets mit Hoffnungen zu reizen, ohne ihr doch Gewährung zu geben. Wie er in anderer Beziehung bei seinen Kamaraden zu wirken suchte, ist schon gesagt worden, und der Erfolg, den er dabei fand, verführte ihn noch mehr; eine Art Enthusiasmus für das Recht und die Persönlichkeit Prinz Heinrich's, zumal durch die Comtesse genährt, entschuldigte ihn vor sich selbst und riß ihn fort, zuweilen tauchte aber auch der bange Vorwurf auf, daß er seine Pflichten gegen den Fürsten und Kriegsherrn verletze, dem er den Eid der Treue geschworen hatte.

Nun darf man allerdings nicht vergessen, daß von einem eigentlichen Verrathe an dem Herzoge nicht die Rede war; es fiel Niemandem ein und am wenigsten dem Lieutenant von Merwitz, an die bestehende Regierungsgewalt tasten zu wollen, man versuchte nur, sich gegen den ungerechten, despotischen Willen zu schützen; wie weit dies führen könnte, daran dachte der Lieutenant auch nicht.

Besonders den Truppen gegenüber benahmen sich die gänzlich eingeweihten Parteigänger Prinz Heinrich's äußerst vorsichtig; eine offene Aufforderung oder Zumuthung des Ungehorsams würde ihnen hier das ganze Spiel verdorben haben; man konnte sich nur Freunde erwerben und im entscheidenden Augenblicke dieselben ansprechen und mit sich fortreißen. In diesem Sinne wirkte Anna auf Merwitz und dieser wieder weiter, obgleich er nicht einmal den Zweck recht begriff.

Der Unglücksfall des Prinzen ging daher an den Offizieren und Soldaten ziemlich spurlos vorüber; man bedauerte ihn indessen doch vielfach auch in diesen Kreisen.

Wir können nun füglich über einen Zeitraum von mehreren Monaten herumgehen, denn in demselben trat keine besondere Veränderung der Verhältnisse ein.

Prinz Heinrich erholte sich langsam und bezog auch wieder seine frühere Wohnung im städtischen Schlosse. Der Herzog und die Herzogin scheuten sich, ihm die damals projectirte Reise noch einmal anzubieten, was doch gar zu auffällig erscheinen konnte; man sann auf ein anderes Mittel, ihn von der Residenz zu entfernen, um endlich zum gewünschten Ziele zu kommen.

Die größeren Uebungen der Truppen pflegten im Spätsommer, mit Beginn des Herbstes, stattzufinden; gewöhnlich wurden dann irgendwo ein gemeinsames Feldlager oder enge Cantonnements in den Dörfern bezogen, von wo aus die Manöver gemacht wurden. Der Herzog ernannte jedesmal den kommandirenden General, wohnte aber auch, wenn irgend möglich, in Person und mit höheren Gästen diesen Uebungen bei.

In diesem Jahre, wo die Ernte früh geschnitten und eingebracht worden war, setzte er die Manöverzeit auch früher wie sonst fest, und zwar schon in die letzten Tage des Monats August und Anfang September; die ausgedienten Soldaten konnten dann um so eher entlassen werden. Der hohe Herr selbst, der sich noch immer nicht vollkommen wohl fühlte, wollte deshalb, so hieß es wenigstens officiell, nicht in das Lager gehen, und damit fielen auch die Einladungen fremder fürstlicher Gäste fort. Man erwartete allgemein, er werde Prinz Ludwig, trotz dessen Jugend und geringer mili-

tärischer Erfahrung, zum Oberbefehlshaber oder doch zu seinem eigenen Stellvertreter ernennen, um ihn mit den Truppen näher bekannt zu machen. Und der, den dies am tiefsten wurmte, weil er den meisten Nachtheil davon haben konnte, war Prinz Heinrich, dessen Gesundheit jetzt wieder als gänzlich hergestellt gelten konnte.

Wie sehr mußte es ihn und seine Anhänger daher überraschen, als der Herzog auf einmal gerade ihm das Oberkommando und die Leitung der Manöver, deren Grundzüge allerdings schon festgestellt waren, übertrug. — Prinz Heinrich stand vor einem Räthsel, das er sich selbst und kein Anderer ihm aufzuklären vermochte, auch nicht die Gräfin Horn, die sich immer noch der alten Gunst der Herzogin erfreute, aber nicht mehr eines so unbeschränkten Vertrauens wie damals. War es der hohen Frau vielleicht doch aufgefallen, daß Anna zuerst von der Möglichkeit einer Vereitelung jenes alten Planes gesprochen hatte?

Das Anerbieten des Herzogs mußte Prinz Heinrich nicht allein schmeichelhaft erscheinen, sondern konnte ihm auch nur willkommen sein, da es ihm Gelegenheit gab, sich Vertrauen und Liebe von Offizieren und Soldaten zu gewinnen; bisher hatte man ihn doch fast ängstlich von einem solchen Kommando ferngehalten. Wenn der Verdacht in ihm aufstieg, der Herzog wolle ihn nur um jeden Preis von der Residenz entfernen, um die frühere Absicht auszuführen — das Truppenlager sollte an der entferntesten Grenze stattfinden, wenigstens zehn Meilen weit von der Hauptstadt — so trat dem entgegen, daß man es doch für sehr gefährlich halten mußte, gerade in einem solchen Augenblicke den Prinzen an die Spitze der Armee zu stellen. Es wäre wohl auch überhaupt ein Fehler

gewesen, das neue Statut zu einer Zeit zu publiciren, wo die Residenz fast gänzlich von ihrer Garnison entblößt war; denn leicht konnte sich ja Widerstand im Volke regen.

Wenn der Herzog aber dennoch in einer Art von Verblendung solche Fehler beging, so konnten dieselben dem Prinzen nur sehr zu statten kommen, und deshalb zögerte er auch nicht, den Auftrag mit Dank anzunehmen. Daß ihm gerade der General von Löwenhorst, unter zeitweiliger Entbindung von seinem Amte als Gouverneur der Hauptstadt, ein Mann, in welchem er keinen Freund vermuthen durfte, als zweithöchster Befehlshaber an die Seite gestellt wurde, war ihm nicht angenehm, indessen ließ sich dagegen keine Einwendung erheben. Der General war ein alter, erfahrener Soldat, und der Prinz bedurfte der Unterstützung eines solchen, da er selbst doch ziemlich aus der militärischen Praxis gekommen war.

Was Prinz Ludwig betraf, so sollte er an den Manövern nicht theilnehmen. Dies war einmal eine natürliche Rücksicht auf sein Verhältniß zu Prinz Heinrich; auch sprach man davon, daß ihm jene Sendung in das Ausland zugedacht sei, an welcher er damals durch seinen Unglücksfall verhindert worden war.

Es hatte fast den Anschein gewonnen, — und in der Stadt und im Lande urtheilte man vielfach so, wenn auch mit Verwunderung, — als ob dem Herzoge seine früheren Absichten leid geworden seien, und er nun doch an die Thronfolge Prinz Heinrich's denke; der Letztere ließ sich dadurch freilich keinen Moment lang täuschen.

Er hatte nun das Kommando übernommen und bereitete sich zur Abreise nach dem Lager vor, wohin sich die Truppen

von allen Seiten zusammenzogen; nur ein kleiner Theil der Garde blieb, um die nothwendigen Wachen zu besetzen, in der Residenz zurück. Lieutenant von Merwitz befand sich bei den ausrückenden Truppen.

In dem Prinzen schien die alte militärische Neigung auf einmal wieder ganz erwacht zu sein; man sah ihn jetzt nur noch in der Generals-Uniform, in der er eine sehr würdige Haltung anzunehmen wußte, und wenn er sich auch mit dem General von Löwenhorst auf den besten Fuß zu stellen suchte, so erließ er doch persönlich alle Ordres, aus denen hervorging, daß er während seiner Zurückgezogenheit die strategischen und taktischen Studien keineswegs versäumt hatte. Man wunderte sich allgemein, besonders in militärischen Kreisen, über seine bisher vielfach bezweifelte Befähigung für ein solches Kommando, und dem Herzoge selbst erging es wohl ebenso, doch war es nun zu spät, die getroffene Anordnung zurückzunehmen, wiewohl die Herzogin wieder dringend dazu rieth.

General von Löwenhorst war auch verdrießlich über dieses selbstständige Auftreten des Prinzen und fühlte sich beinahe verletzt dadurch; er hatte bei seinem neuen Kommando eine ganz andere Rolle spielen zu können geglaubt. Vielleicht war er der Absicht des Herzogs, den Prinzen zu verwirren, nicht fremd, als der ganze Manöverplan auf einmal, fast unmittelbar bevor er in Kraft treten sollte, umgestoßen und verändert wurde. Mit größter Kaltblütigkeit und anerkennungswerther Gewandtheit traf Prinz Heinrich neue Dispositionen; es gab viele Offiziere, in deren Achtung er dadurch ganz bedeutend stieg. Auch diese Intrigue war mithin in das Wasser gefallen.

Am Tage vor der Abreise empfing der Herzog den General noch einmal in geheimer Audienz, wenigstens unter vier Augen. Es hätte beinahe lächerlich klingen können, wollte der hohe Herr dem General empfehlen, den Prinzen mit seinem guten Rathe und seiner militärischen Erfahrung zu unterstützen; er zog deshalb vor, alle Winkelzüge bei Seite zu lassen.

„Wissen Sie, lieber Löwenhorst," sagte er plötzlich, „daß ich entschlossen bin, das Thronfolgestatut, welches ja auch Sie unterzeichnet haben, heute über acht Tage öffentlich zu verkündigen?"

Der General war sehr betreten, aber er hätte fragen mögen, warum Se. Hoheit dies nicht lieber sofort thäten; einen solchen Vorschlag erlaubte er sich indessen doch nicht.

„Sie werden nun begreifen," fuhr der Herzog bedeutungsvoll fort, „warum ich Prinz Heinrich zur Armee schicke, und Sie, den ich als einen energischen Mann und meinen getreuesten Offizier kenne, an seine Seite stelle. Glauben Sie, daß der Prinz irgend welchen Anhang unter den Offizieren hat?"

Der General versicherte mit größter Bestimmtheit das Gegentheil; er war auch vollkommen davon überzeugt.

„Gut, ich habe auch nicht daran gezweifelt; wir werden also von dieser Seite her in keinem Falle etwas zu befürchten haben; es handelt sich nur noch um den Prinzen selbst. Es muß unter allen Umständen verhindert werden, daß er hierher zurückkehrt, sobald die Nachricht von der Veröffentlichung des Statutes im Lager eintrifft; Sie werden ihn also scharf im Auge behalten."

„Eurer Hoheit Befehl ist mir unverbrüchliches Gesetz; aber welche Mittel stehen mir zu Gebote, Se. Durchlaucht an der Ausführung Ihrer Entschlüsse zu verhindern?"

„Hier haben Sie Ihre schriftlichen Instructionen darüber, Excellenz, von meiner eigenen Hand ausgestellt; die Ausführung erwarte ich nöthigenfalls von Ihrer Energie. Selbstverständlich werden Sie nur im äußersten Nothfalle davon Gebrauch machen, dann aber auch rücksichtslos. Die erforderliche Vollmacht für Sie ist einstweilen noch versiegelt, nur deshalb, damit sie unter keinen Umständen vor Anderer Augen kommen kann. Tragen Sie dieses Päckchen stets mit größter Vorsicht bei Ihrer eigenen Person."

Der General nahm, sich tief verbeugend, die in Form eines großen Briefes verschlossenen Papiere aus der Hand des Herzogs in Empfang und verwahrte sie unter der Uniform auf seinem Herzen, wobei der Ausdruck stolzer Befriedigung in seinem Antlitze aufleuchtete, vielleicht nur über das Vertrauen, das ihm sein Herr schenkte.

Es war an demselben Abende, der der Abreise des Prinzen vorausging. Baron von Fröben hatte es übernommen, während der Abwesenheit des Prinzen in der Residenz zu bleiben und alle Vorgänge bei Hofe scharf zu beobachten, um den Prinzen stets au fait darüber zu erhalten. Zu diesem Zwecke war auch insgeheim ein förmlicher Courierdienst vorbereitet worden; in längstens fünf Stunden konnten die Nachrichten zwischen der Hauptstadt und dem Lager hin oder zurück gehen.

Fröben hatte sich nun schon am Nachmittage von dem Prinzen verabschiedet; indessen erhielt er noch gegen Abend von einem Vorfalle Kenntniß, der ihm wichtig genug erschien, um ihn Seiner Durchlaucht alsbald mitzutheilen; einer der einflußreichsten Parteigänger, ein großer, hochadliger Landbesitzer, war plötzlich gestorben.

Fröben eilte deshalb etwa um acht Uhr noch einmal nach dem Prinzenschlosse, erfuhr dort aber, daß Seine Durchlaucht sich kurz zuvor nach Elisensruhe begeben hatten. Er besann sich nicht lange und fuhr in seinem Wagen eben dorthin.

In der neunten Stunde langte er an; man sagte ihm, dem schon Bekannten, der Prinz sei im Garten.

Es war ein herrlicher Sommerabend. Die mildeste Luft, mit süßem Blüthendufte geschwängert, wehte über dem geräumigen, parkähnlichen Garten der Villa, matte Dämmerung der Nacht hatte sich darüber schon gebreitet.

Wie wenig Baron von Fröben auch zur Sentimentalität neigte, konnte er sich doch nicht gänzlich dieses weichen, bezaubernden Einflusses erwehren. Unwillkürlich schritt er langsam und leise in den Gängen vorwärts, was aber sein Auge nicht abhielt, scharf nach dem Prinzen umherzuspähen; er versenkte sich dabei sogar in Träumereien, aus denen die Comtesse Anna Horn als ein besonders bezauberndes Bild hervorstrahlte. In diesen Momenten dachte er wirklich weniger an ihr Vermögen als an ihre persönliche Liebenswürdigkeit.

Plötzlich blieb er stehen; gedämpfte Worte waren an sein Ohr gedrungen, und er vermuthete den Prinzen gefunden zu haben, aber wohl nicht allein.

Es lag nun auch ganz in seiner Höflingsnatur, daß er sich mit größter Vorsicht und Geräuschlosigkeit dem Orte näherte, an dem er Seine Durchlaucht vermuthete, — um nicht zu stören, vielleicht auch, um zu horchen.

Eine dichte Laube von wildem, sich allmählich schon roth färbenden Weine, an der äußersten Grenze des Parkes gelegen, den eine hohe Mauer abschloß, zeichnete dem Baron sein Ziel vor; aber er fand es für gut, nicht auf dem directen,

offenen Wege sich ihr zu nähern, sondern sich ein wenig seitwärts durch die Büsche, wie man sagt, zu schlagen. Die Oertlichkeit begünstigte dieses Manöver vortrefflich und ließ ihn eine unliebsame Entdeckung kaum befürchten.

Die Stimme des Prinzen erkannte er sofort, die andere sprach leiser, aber er bemerkte doch bald, daß sie eine weibliche war. Letzteres erhöhte noch seine Neugierde, zumal ihm schon der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß Anna Horn sich in der Gesellschaft des Prinzen befinden könne. An und für sich hatte er darin auch nichts besonders Auffälliges finden können; denn der Prinz mochte ihr seine Wünsche und Weisungen ebenso gut wie ihm mitzutheilen haben, bevor er abreiste. Indessen berührte es ihn doch unangenehm, daß dies an einem solchen Orte und gerade an einem solchen Abende geschehen sollte.

Dadurch noch mehr aufgefordert, schlich er sich näher an die dichtbedeckte Laube, in der fast vollständige Finsterniß herrschen mußte; deshalb konnte er, wie er nicht zu fürchten brauchte, gesehen zu werden, auch die innen Befindlichen nicht erblicken, doch erkannte er jetzt deutlich die Stimmen und verstand jedes Wort, wiewohl ziemlich leise gesprochen wurde.

Es waren Prinz Heinrich und Gräfin Anna. Zum Verdrusse Fröben's schienen sie gerade im Begriffe, aufzubrechen; sein Ohr unterschied, wie sie sich von der Bank, auf der sie gesessen hatten, erhoben.

„Sie haben mein Versprechen, theure Anna," hörte er den Prinzen sagen, „und wie ich es Ihnen aus vollstem Drange des Herzens und freiem Willen gegeben, so werden Sie auch nicht an seiner Erfüllung zweifeln, sobald wir den Kampf für unser Glück siegreich bestanden haben. Ist es

mir auch nicht vergönnt, die Herzogskrone auf Ihr schönes Haupt, das sie wahrlich verdiente und würdevoll tragen würde, zu setzen, so werden Sie an meiner Seite doch eine Stellung einnehmen, welche Ihnen die höchste Achtung und Verehrung meines ganzen Landes sichert, und im Uebrigen kann ja unserm Glücke nichts zu wünschen übrig bleiben."

Herr von Fröben war ganz erstarrt über diese Worte; er glaubte beinahe zu träumen. War es nicht deutlich genug ausgesprochen, daß der Prinz Anna das Versprechen einer Ehe zur linken Hand gegeben hatte? — Ihre Antwort verscheuchte den letzten Zweifel darüber.

„Mein Prinz," sagte sie in tiefbewegtem Tone, „Sie wissen, daß es nicht der Ehrgeiz ist, der mich den Blick zu einer Höhe erheben ließ, von der ich nicht einmal zu träumen gewagt haben würde; erst als Sie das Zauberwort aussprachen, das mein, in schmerzlicher Resignation leidendes Herz erlöste —"

„Bedarf es noch solcher Versicherungen, Anna?" unterbrach sie der Prinz mit zärtlichem Vorwurfe. „Ich war es ja, der den uns Beide beseelenden Gefühlen zuerst Worte gab, und ich würde dieselben schon früher ausgesprochen haben, wenn der eitle und anmaßende Geck, dieser Fröben, mir nicht die unsinnige Idee in den Kopf gesetzt hätte, daß Sie geneigt wären, ihm Ihre Gunst zuzutragen."

„O, erwähnen Sie des Narrn doch gar nicht mehr, Durchlaucht!"

„Ich werde ihm diese Täuschung, die mich so manche bittere Stunde gekostet hat, niemals vergessen," erwiderte der Prinz, während er mit der Gräfin, die seinen Arm genommen hatte, aus der Laube trat, „und wenn er obenein noch

verwegen genug ist, sich mit der Einbildung zu tragen, daß er mich auch als Regent beherrschen wird, so hat er sich damit des Dankes quitt gemacht, den ich ihm allerdings für mancherlei Bemühungen schulde, wenigstens werde ich denselben in anderer Weise, wie er glaubt, abzutragen wissen."

Der verrathene Kammerherr war zu Stein und Eis geworden. In den ersten Momenten wallte nicht einmal eine sehr gerechte Empörung heiß in ihm auf, er fühlte sich nur gänzlich vernichtet, erstarrt durch das Unglaubliche, das doch alle seine gesunden Sinne bestätigten. Er erkannte nun auch deutlich die Gestalten des Prinzen und der Gräfin, wie sie, Arm in Arm, langsam über den Gartenweg dem Landhause zuschritten. Der Prinz trug die Interims-Uniform, Anna war einfach in Schwarz gekleidet, und er sah noch, wie sie den Schleier ihres Hutes über das Gesicht fallen ließ.

Festgebannt stand der Enttäuschte da, sich enger an die Laube drückend, um bei einem zufälligen Rückblicke nicht bemerkt zu werden. Als nun aber das Pärchen in der Ferne verschwand, da begann es in seinem Hirne zu brausen, die Zähne knirschten auf einander, und mechanisch rissen seine Finger die Blätter des wilden Weines von der Laube ab. Er fühlte eine Hölle in sich toben; alle Leidenschaft der Eifersucht, Wuth und Rache war entfesselt.

Dennoch behielt er soviel Ueberlegung, dem Paare vorsichtig nachzuschleichen. Dasselbe behielt nicht den Weg, welcher in das Landhaus führte, sondern der Prinz führte Anna bis zu einer Thür in der Gartenmauer, wo er sich sehr warm von ihr zu verabschieden schien. Draußen führte auch eine Nebenstraße nach der Stadt vorbei. Die Gräfin ging durch die Pforte hinaus, und gleich darauf hörte man das Rollen

eines abfahrenden Wagens; Prinz Heinrich war so lange stehen geblieben und schritt nun langsam zurück, in Gedanken verloren.

Fröben hatte sich hinter eine dichte Boskage versteckt; der Prinz ging fast unmittelbar an ihm vorüber, und einen Augenblick lang war es ihm, als müßte er sich auf ihn stürzen und ihn erwürgen; aber dazu fehlte es ihm ebenso an persönlichem Muthe, wie er auch die Unausführbarkeit eines solchen Unternehmens einsah. Fröben verharrte ganz still in seinem Verstecke, bis jener in das Haus eingetreten war.

Ihm die Mittheilung, die ihn eigentlich hierher geführt hatte, zu überbringen, war der Kammerherr jetzt nicht mehr im Stande; er ließ es auch darauf ankommen, daß der Prinz von der Anwesenheit des Besuches Kenntniß erhalte, was übrigens zufälliger Weise gar nicht geschah. Erst eine geraume Weile später warf sich Fröben in seinen Wagen und fuhr nach Hause.

An Stelle der ersten Wuth war jetzt schon ruhigere Ueberlegung bei ihm getreten, machte er doch auch nicht zum ersten Male eine Erfahrung von der Unzuverlässigkeit und Schlechtigkeit der Menschen, war er doch durch sich selbst schon vertraut genug damit geworden. Wie es aber gerade solchen Leuten geht, die sich selbst Vorwürfe zu machen haben, so fand er das ihm angethane Unrecht um so größer und unverzeihlicher und scheute kein Mittel, sich dafür zu rächen.

Daß er die Fahne des Prinzen, die er so lange hochgetragen hatte, nun vollständig verließ, war bei ihm selbstverständlich; aber dies allein konnte seiner gekränkten Eitelkeit noch nicht genügen, er mußte jetzt auch als entschiedener Feind

gegen sie auftreten. Damit eröffnete sich ihm auch wieder die Aussicht, dem herzoglichen Paare einen wichtigen Dienst zu leisten und sich dessen Gunst von Neuem zu erwerben.

Aber sollte dies sofort geschehen? — Wenn er jetzt alle Machinationen des Prinzen aufdeckte, so konnten dieselben wohl hochverrätherisch, aber noch nicht so sehr gefährlich erscheinen; man würde wahrscheinlich den Prinzen und einige seiner vorzüglichsten Anhänger verhaftet und unschädlich gemacht haben, aber zu einem großartigen Eklat wäre es nicht gekommen, und nur in einem solchen konnte sein Stern hell leuchten.

Gräfin Anna haßte er nun eben so sehr als den Prinzen; deshalb verwarf er sogleich den in ihm aufsteigenden Gedanken, sie dadurch, daß er ihr seine Entdeckung offen und drohend mittheilte, zu zwingen, ihm die Hand zu geben. Seitdem sie so stolzen Träumen, deren Verwirklichung er noch sehr bezweifelte, verfallen war, ließ sich nicht erwarten, daß sie dieselben freiwillig jemals wieder aufgeben würde, und selbst in diesem Falle konnte von einer wirklichen Versöhnung mit ihr und dem Prinzen nicht mehr die Rede sein.

Das Resultat seiner Ueberlegungen war, daß er vorläufig noch seinen Groll und seine Rachsucht in sich verschließen, im gelegenen Augenblicke damit um so thatkräftiger hervortreten wollte.

VII.

Die Truppenübungen in dem von der Hauptstadt entfernten Lager gingen nach dem angegebenen Plane vor sich. Die Offiziere waren überrascht durch die militärischen Kenntnisse und Sicherheit, welche Prinz Heinrich dabei an den Tag legte, noch mehr durch sein persönliches Verhalten gegen sie. Er stand unter ihnen wie ein wahrer Kamerad da, ohne seiner Würde doch etwas zu vergeben; tadelte er auch zuweilen streng, so mußte doch Jeder den guten Grund dafür begreifen, und nachher suchte er auch den jüngsten Offizier durch seine Liebenswürdigkeit wieder zu versöhnen. Man hatte noch nie einen Oberbefehlshaber gehabt, der sich in gleicher Weise die Achtung und Zuneigung zu gewinnen wußte, und jemehr dies, seinem früheren zurückhaltenden Wesen gegenüber, überraschte, um so imponirender wirkte es, da das Bestreben, sich um jeden Preis in Gunst zu setzen, nicht hervorleuchtete. Besonders bei den jüngeren Offizieren flammte leicht ein Enthusiasmus auf, während die älteren, an ihrer Spitze General von Löwenhorst, dies Alles doch sehr bedenklich fanden, ohne eine Gegenwirkung üben zu können.

Das feste und dabei leutselige Benehmen des Prinzen machte aber auch auf die gemeinen Soldaten Eindruck; nirgends eine Unsicherheit in seinen Anordnungen, würdevolles, persönliches Auftreten, zur Zeit freundliche Herablassung, wie man sie bei dem alten Herzoge und den Generälen gar nicht gewöhnt war, — das Alles mußte den Führer in kürzester Zeit beliebt machen.

Lieutenant von Merwitz that auch das Seinige; er hatte es Anna versprechen müssen, als sie in zärtlicher Weise von ihm Abschied nahm.

„Ich fürchte," hatte sie zu ihm gesagt, „daß man den Prinzen nicht ohne Absicht von hier entfernt. Was aber auch geschehen möge, so bin ich überzeugt, daß Sie treu zu ihm stehen werden; darin liegt ja unsere Zukunft, unser Glück!"

Die Manöver hatten gerade acht Tage lang gedauert, als der Herzog, gedrängt von seiner Gemahlin, das neue Thronfolgestatut ohne alle öffentliche Vorbereitung publiciren ließ. Es war ein Sonntag; schon am frühen Morgen fanden die Einwohner der Residenz, wie auch aller Städte und Ortschaften des Herzogthums, an den Straßenecken große Placate, welche den Willen des regierenden Herrn unter Angabe verschiedener Gründe und Garantien verkündeten. Die Prediger verlasen es auf den Kanzeln und fügten ein Dank- und Bittgebet für die Wohlfahrt von Land und Volk hinzu. Im herzoglichen Schlosse waren in den Vormittagsstunden die Minister, Generäle, alle höheren Staatsbeamten und Hofchargen zu einer Gala-Cour versammelt, und der Herzog selbst stellte ihnen Prinz Ludwig als seinen Erben und Thronfolger vor, wobei es sich natürlich nicht vermeiden ließ, die Rechte und Ansprüche Prinz Heinrich's als ungegründete zu bezeichnen.

Fügte man sich bei Hofe schnell und gewandt in das Unvermeidliche, nicht einmal zu sehr Ueberraschende, so war der Eindruck, den die große Masse davon empfand, doch ein ganz anderer. Freilich darf nicht vergessen werden, daß man einen Theil derselben schon für diesen Augenblick vorbereitet hatte. Die Leute auf den Straßen sahen sich vor den Placaten ganz

erstaunt an und schüttelten die Köpfe. Es konnte ihnen am Ende gleichgiltig sein, wer ihr zukünftiger Herrscher wurde; denn sie hatten davon wenig Besseres oder Schlimmeres wie jetzt zu erwarten. Dennoch fühlte wohl der gesunde, sich immer dem Rechte zuneigende Sinn heraus, daß ein despotischer Wille keine volle Berechtigung hat, und daß es nicht so leicht ist, sich darunter zu beugen. Man war im Ganzen nicht zufrieden, aber Niemand wagte auch, sich gegen das bestehende, eiserne Regiment offen aufzulehnen. Wenn dies Einer konnte, so war es Prinz Heinrich selbst; und man erwartete es von ihm und trug ihm deshalb auf einmal viel mehr Sympathien zu wie bisher.

Den ganzen Tag über standen die Leute in Gruppen auf den Straßen zusammen und debattirten mit gedämpften Stimmen; die bezahlten Aufhetzer mischten sich darunter, man schenkte ihnen auch Gehör und urtheilte, daß sie eine Art von Recht für sich hätten, aber dann schlich man sich schweigend davon. Die sehr aufmerksame Polizei konnte nur einige Arretirungen vornehmen. Und doch sagten die Meisten an diesem Abende im vertrauten Familien- oder Freundes-Cirkel: „Das wird nicht so ruhig abgehen! Sollte Prinz Heinrich dazu schweigen?“ —

Spät am Abende erst kam die Nachricht in dem Truppenlager an. Der Herzog hatte einen eigenhändigen, langen Brief an seinen Neffen geschrieben, in dem er seinen Entschluß zu rechtfertigen suchte und ihn übrigens seiner unwandelbaren Gunst versicherte. Gleichzeitig erhielten General von Löwenhorst seine Weisungen und der Prinz Nachricht von seinen Vertrauten, worunter auch der Kammerherr Baron von Fröben war, der ganz besonders zu einer entscheidenden That drängte.

Prinz Heinrich hatte sein militärisches Quartier nicht in dem Zeltlager genommen, sondern auf dem großen Gutshofe eines ganz nahe liegenden Dorfes; der Besitzer, ein hochadliger Herr, gehörte ebenfalls zu seiner Partei. Der Prinz führte kein großes Gefolge bei sich, nur die militärischen Adjutanten, den alten Heinzmann und wenige Diener und Ordonnanzen. Gleich bei Beginn des Manövers hatte er Gelegenheit genommen, den Lieutenant von Merwitz als Ordonnanz-Offizier zu sich kommandiren zu lassen, eine immerhin unbedeutende Stellung, die dem jungen Offizier aber doch sehr schmeichelhaft war und von seinen Kameraden auch vielfach beneidet wurde.

Der Prinz bezeigte ihm aber auch besondere Freundlichkeit und Vertrauen, und er selbst wußte jetzt wohl schon ziemlich gut, warum.

Die Verkündigung des Thronfolgestatuts, die der Prinz als Oberbefehlshaber, laut erhaltener Ordre, sofort vollziehen lassen mußte, machte auf die Soldaten keinen besonderen Eindruck, wenigstens äußerlich nicht; sie standen mit ihren einfachen Begriffen der Politik ja zu fern. Bei den Offizieren war es schon anders, aber der größte Theil doch zu sehr an den blinden, militärischen Gehorsam gewöhnt, als daß er einer Regung der Verwunderung oder gar Unzufriedenheit Worte gegeben haben sollte.

Das hatte Prinz Heinrich auch nicht erwarten können; mit größter, wenigstens scheinbarer Unbefangenheit, ließ er die Generäle zu sich kommen und theilte ihnen ohne irgendwelchen Zusatz das Statut mit; schon aus ihren Mienen, wie ernst sie auch waren, mußte er lesen, daß er auf ihre Unterstützung nicht rechnen dürfte. Andererseits blieb er ihnen

ein Räthsel, besonders dem General von Löwenhorst, der sich schon auf einen offenen Widerstand von seiner Seite gefaßt gemacht hatte.

Die Generäle waren wieder gegangen und die bezüglichen Ordres an die Truppen erledigt. Der Prinz ließ den Lieutenant von Merwitz zu sich rufen, der, innerlich auf das Tiefste empört über die neue Kunde, sich doch keineswegs über die einzuschlagenden Wege im Klaren war. Die scheinbare Ruhe Prinz Heinrich's hatte auch ihn frappirt; es schien ihm für denselben Alles verloren zu sein, damit auch seine Aussichten auf Herz und Hand der Gräfin Anna Horn.

Es war zehn Uhr Abends, als er in ganz dienstlicher Form zu dem Prinzen beschieden wurde. Er fand denselben in voller, großer Uniform, ungemein ernst, aber gefaßt und von der herablassendsten Freundlichkeit gegen ihn.

„Sie wissen, was geschehen ist, Merwitz," redete er ihn in einer so vertraulichen Weise an, wie sie zwischen dem Fürsten und militärischen Oberbefehlshaber und andererseits einem einfachen Unterlieutenant ganz ungewöhnlich war; — „Sie selbst sind dabei gewesen, die Befehle aufzuschreiben. Wie denken Sie über die Sache?"

Der Lieutenant wurde durch diese brüske Frage höchlichst überrascht; er konnte darauf auch nur einige Worte stammeln, die eine Art Beileid ausdrücken sollten.

„Das ist nicht genug!" unterbrach ihn der Prinz, ihm freundlich die Hand auf die Schulter legend. „Wir müssen handeln, und zwar sofort! Kann ich mich ganz auf Sie verlassen, Lieutenant von Merwitz? Sind Sie bereit, meinem unantastbaren Rechte und meiner Person ein Opfer zu bringen? — Ich spreche Ihrer ehrenwerthen Gesinnung gegen-

über nicht von irgend welchem Lohne; ich frage nur nach Ihrer Ueberzeugung, welche jedem Manne seine Handlungsweise vorzeichnet. Wollen Sie treu, auf jede Gefahr hin, zu mir stehen?"

Dieser offene Appell an das Ehrgefühl und Herz des Lieutenants konnte bei demselben nicht verloren gehen; er überlegte auch nicht weiter, sondern antwortete nur mit festem Blicke:

„Ich will es, Durchlaucht! Geben Sie mir Ihre Befehle!" — und er dachte dabei an Anna Horn.

„Gut! Setzen Sie sich nieder und schreiben Sie die Offiziere auf, die, Ihrer festen Ueberzeugung nach, für mich und so zuverlässig sind, daß ich mich auf sie stützen kann, wenn ich morgen mit den Truppen nach der Hauptstadt zurückkehre."

Der Lieutenant war ganz betroffen, halb betäubt; er sah eine Katastrophe vor sich, die ihm allerdings schon unsicher vorgeschwebt hatte, die jetzt aber mit der ganzen Last ihrer furchtbaren und verhängnißvollen Bedeutung auf ihn fiel. Aber er war an die Subordination gewöhnt; er setzte sich auf den ihm von dem Prinzen angewiesenen Platz und nahm die Feder in die Hand. Erst in dem Momente, als er sich genöthigt sah, Namen niederzuschreiben, was ihre Träger, seine Kameraden, zu Hochverräthern stempeln konnte, begriff er die ganze Größe und Gefahr dieses Verbrechens.

Er zögerte; aber der Prinz, der raschen Schrittes im Zimmer umherging, hatte seinen Blick scharf und fest auf ihn gerichtet. Sollte und konnte er sich jetzt erheben und freimüthig sagen: „Durchlaucht, ich kann nicht! Ich trete von dem Unternehmen, das ich so lange vorbereiten geholfen habe, jetzt in der Entscheidungsstunde ängstlich zurück?" Welcher

Hohn auf seine geträumte Mannesstärke wäre dies gewesen, welch' unumgängliche Veranlassung für Anna, ihn zu verachten!

Halb besinnungslos schrieb er die Namen derer nieder, die sich bereits offen genug ausgesprochen hatten, noch viel lebhafter wie er selbst; ängstlich vermied er, Jemand zu nennen, der sich in diesem Sinne noch nicht ganz aufrichtig geäußert hatte. Es waren einige zwanzig, meistens jüngere Offiziere, die auf dieser Liste standen.

Der Prinz nahm sie und überlas sie mit sichtlicher Befriedigung.

„Ich will die Herren noch in dieser Nacht sprechen," sagte er, — „sofort! Sie wollen veranlassen, Herr von Merwitz, daß sie sich hier, alles Aufsehen vermeidend, bei mir einfinden."

Er reichte dem Lieutenant die Hand, drückte sie warm, und der Lieutenant ging, um den ihm gegebenen Auftrag auszuführen. Er hatte nicht mehr das kalte Blut, um mit Ueberlegung zu handeln, nur der Instinkt gab es ihm an die Hand, den gefährlichen Auftrag persönlich zu besorgen. Er ließ sich sein Pferd satteln und ritt nach dem Lager hinaus.

Die in seiner Liste enthaltenen Offiziere fand er unter anderen fast sämmtlich beisammen; die Bereitwilligkeit, mit der sie auf den Wunsch oder Befehl des Prinzen eingingen, versöhnte ihn einigermaßen wieder mit seiner eigenen Rolle. Keiner von Allen bezweifelte, warum es sich handle, und Alle waren bereit, sich mit diesen oder jenen Hoffnungen schmeichelnd, dem Prinzen zu Diensten zu stehen. Die meistens leichtfertige Weise, in der dies ausgesprochen wurde, trug nicht wenig dazu bei, auch Merwitz zu beruhigen.

Gegen Mitternacht empfing der Prinz die Offiziere, die auf verschiedenen Wegen und in aller Stille zu seinen Gemächern gelangten; der Hausherr leistete dabei seine Unterstützung. Prinz Heinrich sprach sich ohne allen Rückhalt zu ihnen aus. Er bewies noch einmal die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche und theilte den Versammelten mit, daß er auf eine ziemlich große Partei im Lande, sowie auf auswärtige Unterstützung zu rechnen habe; er sagte, er wolle nicht den Bürgerkrieg und sei auch überzeugt, daß es dahin nicht kommen werde. Der Herzog müsse nachgeben, wenn er sich an der Spitze der Truppen der Hauptstadt nähere und sich gleichzeitig in derselben seine Anhänger erhöben. Die Soldaten sollten vorläufig gar nicht erfahren, um was es sich handelte, erst im Falle eines unvermeidlichen Zusammenstoßes müsse man sie darüber belehren. Einstweilen würden seine Befehle genügen, sie nach der Hauptstadt zu führen; sollten die höheren Offiziere sich weigern, so würde er sie verhaften lassen. Schließlich versicherte er, daß er aller derer dankbar und zu ihrem Vortheile gedenken wolle, die treu zu ihm hielten.

Die jungen Offiziere, theilweise von Wein, Ehrgeiz und der absonderlichen Situation überhaupt erhitzt, stimmten ihm enthusiastisch zu. In den Morgenstunden sollten die Truppen alarmirt werden und die Marschbefehle empfangen; in zwei Tagen wollte man dann vor den Thoren der Hauptstadt stehen, wenn sich der Herzog inzwischen nicht eines Besseren besänne und das Statut zurücknähme.

Die Offiziere waren kaum gegangen, als dem Prinzen das Eintreffen des Barons von Fröben gemeldet wurde, der ihn noch mitten in der Nacht in den dringendsten Angelegenheiten zu sprechen wünschte; der Baron wurde auch sofort angenommen.

Was er mitbrachte, war für das Unternehmen eigentlich nur ermuthigend: die Unruhe und Aufregung in der Hauptstadt, sowie der feste Wille der Adelspartei, energischen Protest bei dem Herzoge zu erheben. Fröben bat sich weitere Instructionen aus, um nach der Stadt sofort zurückzukehren. Der Prinz sagte ihm Alles und zeigte ihm sogar die Liste der gewonnenen Offiziere; Fröben sprach sich in zuversichtlichster Weise über das Gelingen des Planes aus.

Nachdem er ungefähr eine Stunde bei dem Prinzen verweilt hatte, brach er wieder auf und begab sich unverzüglich in das Quartier des Generals von Löwenhorst. Dasselbe war auf einem großen Bauernhofe, dem Truppenlager noch näher wie das des Prinzen.

Der General schlief ruhig und war nicht wenig überrascht durch die dringende Anmeldung eines Besuches des Kammerherrn, den er durchaus nicht leiden mochte; indessen blieb ihm unter solchen Umständen doch nichts Anderes übrig, als denselben anzunehmen. Er erhob sich und kam dem Baron in voller Uniform entgegen.

„Ich erscheine im Auftrage Seiner Hoheit unseres gnädigsten Herrn Herzogs," sagte der Letztere mit vollständiger Sicherheit, sogar einer Art Hochmuth, „um Ihnen, Excellenz, ein höchstes Handbillet zu übergeben und die nothwendigen Erläuterungen mündlich hinzuzufügen."

Der General war ganz überrascht; er wußte doch, daß der Kammerherr bei Hofe in Ungnade gefallen war, und zuerst drängte sich ihm der Gedanke auf, man treibe ein falsches Spiel mit ihm; aber die Handschrift des Herzogs erkannte er auf dem ihm überreichten Briefe doch gut genug.

Dieses Schreiben enthielt die kurze Weisung, sich mit

Herrn von Fröben in das genaueste Einvernehmen zu setzen und danach den bereits ertheilten Instructionen zufolge unverzüglich zu handeln.

Eine halbe Stunde später wußte General von Löwenhorst durch die Mittheilungen des Kammerherrn Alles, was er zu thun hatte. Er ließ die Offiziere seines Stabes wecken, legte ihnen die herzoglichen Instructionen vor und ertheilte mit der Ruhe und Würde eines alten Soldaten und Generals seine Befehle, die im ersten Momente große Bestürzung erregten, aber doch vollen Gehorsam fanden.

Sämmtliche Offiziere, deren Namen Herr von Fröben angegeben hatte, darunter der Lieutenant von Merwitz, wurden in aller Stille verhaftet; unter scharfer Bedeckung wurden sie in Wagen nach der nächstgelegenen Festung transportirt.

Von einigen höheren Offizieren begleitet, begab sich General von Löwenhorst in großer Uniform sogleich zum Prinzen, der noch wachte und seinen erstaunten Generalstabsoffizieren gerade die neuen Marschbefehle dictirte.

Als man ihm den Besuch des Generals meldete, erbleichte er, faßte sich aber sogleich wieder. Der General hatte gebeten, ihn unter vier Augen sprechen zu dürfen.

Die beiden Männer standen sich nun in der sonderbarsten, peinlichsten Weise gegenüber. Der Prinz befand sich augenscheinlich in größter Verlegenheit und Befangenheit, wiewohl er seine hohe Stellung festzuhalten suchte. Der General kämpfte zwischen der schuldigen Ehrfurcht, die er selbst unter solchen Umständen nicht außer Augen setzen durfte, und dem Ernste, welchen ihm sein Auftrag auferlegte; er sah schmerzlich ergriffen, aber auch fest entschlossen aus.

„Was bringen Sie mir zu dieser ungewöhnlichen Stunde, Excellenz?“ fragte Prinz Heinrich ziemlich brüsk.

„Einen gemessenen Befehl, Durchlaucht, unseres allergnädigsten Fürsten und Kriegsherrn," erwiderte der General, indem er sich, den eventuellen Verhaftsbefehl überreichend, vielleicht nicht ganz so tief verbeugte wie sonst. „Mir ist eine schwere Aufgabe zu Theil geworden, Durchlaucht, aber ich habe als alter Soldat nicht nach den Gründen zu forschen und nur meine Schuldigkeit zu thun."

Der Prinz nahm das Papier und überlas es; er zweifelte nicht mehr an seinem Inhalte, wollte nur Zeit gewinnen, einen Entschluß zu fassen. Nach einer Weile gab er es zurück und fragte anscheinend kalt:

„Und Sie sind gekommen, um diesen Befehl auszuführen, oder wollen Sie mir Ihren Degen, den ich zweifellos sehr hoch schätze, anbieten?"

„Durchlaucht," rief der General, etwas heftig auffahrend, „könnten Sie im Ernste diese Frage an mich stellen, dessen Haupt im Dienste meines Herrn alt und grau geworden ist? Der letzte Pulsschlag meines Herzens, der letzte Bluttropfen gehört Seiner Hoheit dem Herzoge!"

„Ich verstehe Sie vollkommen, Excellenz, und achte Sie um Ihrer Treue willen nur um so höher; aber Sie wissen vielleicht noch nicht, daß ich den Entschluß habe, mich der ungerechten Gewalt zu widersetzen, und die Mittel selbst hier am Orte und unter den Truppen besitze, mich dagegen zu wehren?"

„Ich weiß leider Alles, Durchlaucht," erwiderte der General ehrerbietig und fest; „die Offiziere, welche Eid und Pflicht für ihren Herrn so weit vergessen konnten, um sich einem abenteuerlichen, unglücklichen Unternehmen anzuschließen, sind bereits arretirt und auf dem Wege nach der Festung,

wohin ich auch, schmerzerfüllten Herzens, die Ehre haben werde, Eure Durchlaucht zu geleiten!"

Wie können Sie wagen, in solcher Weise mit mir zu sprechen?" brauste der Prinz auf. „Hinter mir steht ein großer Theil der Armee, fast das ganze Volk! Wenn man mich zum Aeußersten zwingt, werde ich nicht zurückschrecken, das Aeußerste zu wagen!"

„Ich bitte Eure Durchlaucht flehentlich, sich nicht täuschenden Hoffnungen hinzugeben und dadurch das über uns gekommene Unglück zu vergrößern. Sie können nicht auf die Truppen rechnen, nicht auf irgend welche Partei; sehen Eure Durchlaucht nicht jetzt schon ein, daß alle Ihre Absichten verrathen worden sind?"

„Von wem?" fragte der Prinz hastig.

„Der Kammerherr Baron von Fröben — ich scheue mich nicht, seinen Namen zu nennen, — war soeben bei mir, hat mir den Befehl des Herzogs überbracht und mich von allen Specialitäten in Kenntniß gesetzt."

Das wirkte wie ein Blitzschlag auf Prinz Heinrich. Er wankte förmlich und griff nach der Lehne eines Sessels, um sich zu stützen. Von seinem getreuesten, eifrigsten Anhänger verrathen? — Fast unglaublich, und dennoch schlichen sich die Gedanken herbei, daß seine eigene Hinterlist mit gleicher Münze bezahlt worden sei. Er konnte sich so schnell von dieser niederdrückenden Ueberzeugung nicht wieder losmachen. Der General hatte dadurch einen großen Vortheil über ihn gewonnen und benutzte denselben, ihm ruhig und klar vorzustellen, daß jede weitere Auflehnung gegen den Willen des Herzogs unmöglich geworden sei, und daß er die Mittel in der Hand habe, demselben Achtung und Erfüllung zu erzwingen.

Nach einem nur noch kurzen, weiteren Zwiegespräche fügte sich Prinz Heinrich in das Unvermeidliche; bei aller Erbitterung wich sein Muth doch vor den äußersten Schritten zurück. Er unterzeichnete die von dem General aufgesetzte Ordre, welche demselben das Oberkommando übertrug, — wie es darin hieß, weil Seine Durchlaucht plötzlich erkrankt sei, — und reiste in dessen Begleitung beim ersten Morgengrauen nach der Festung ab, wo er mit allen, seinem hohen Range gebührenden Ehren empfangen, aber doch als Gefangener gehalten wurde.

In dem Truppenlager erfuhr man nichts Bestimmtes über die ganze Sache, wiewohl sie in Erstaunen setzte und mit allen möglichen, der Wahrheit sich sehr nähernden Vermuthungen besprochen wurde. Die plötzliche Verhaftung einer Anzahl von Offizieren, die gerade zu den beliebtesten gehörten, machte doch unruhiges Blut, aber die gewohnte Disciplin hielt es nieder. Die Manöver wurden ungestört fortgesetzt.

Am nächsten Tage traf auch Prinz Ludwig im Lager ein und übernahm an Stelle Prinz Heinrich's den Oberbefehl. Man war allerseits nicht recht zufrieden damit, wie liebenswürdig der Prinz sich auch zeigte; es gährte in den Gemüthern, und selbst das blödeste Auge mußte sich überzeugen, daß der junge Prinz nicht die militärischen Fähigkeiten besaß, die ihn zu einem solchen Kommando berechtigten, zumal wenn man ihn mit seinem Vorgänger verglich.

Wie sah es inzwischen in der Hauptstadt und im Lande aus?

Ueberall herrschte eine dumpfe Schwüle vor. Jeder fühlte, daß sich ein schweres Gewitter zusammenzog und entladen

wußte, Keiner besaß den Muth, dem ersten Blitzschlage klar entgegenzublicken. Man erwartete eine entscheidende That von Prinz Heinrich, aber man wußte sich nicht zu sagen, welche. Alle scheuten vor dem Bürgerkriege zurück.

Selbst am herzoglichen Hofe ging es ganz ähnlich zu; man schmeichelte sich dort, die Gewalt zu besitzen, um Unheil zu verhüten, aber man sah es doch bang heranziehen. Als die Nachricht von der Verhaftung Prinz Heinrich's eintraf, war der Herzog zufrieden mit dem General von Löwenhorst, wie sehr es ihn auch kränkte, daß sich so viele Offiziere zu der Partei des Prinzen geschlagen hatten. Die Herzogin triumphirte ganz offen.

Die Comtesse Horn fühlte sich förmlich betäubt; sie war eine der Ersten, die das Geschehene erfuhr, und nun fühlte sie sich überzeugt, daß auch Alles verloren sei. Sie begriff den Verrath Fröben's und fürchtete jetzt für sich selbst. Welch' dringendes Interesse sie auch an dem Schicksale des Prinzen nehmen mochte, so trat ihr eigenes doch ganz in den Vordergrund; an den Lieutenant von Merwitz dachte sie kaum.

Herr von Fröben spielte wieder eine Rolle am Hofe und conferirte viel insgeheim mit dem Herzoge; die Parteigenossen Prinz Heinrich's vermutheten daraus freilich, daß ein Verrath von ihm ausgegangen sei, aber Beweise lagen dafür nicht vor, und man konnte es sogar bezweifeln, weil der Herzog keine weiteren Verhaftungen vornehmen ließ, als die der Offiziere. Fröben selbst kam seinen bisherigen Freunden mit ganz offener Stirn entgegen, als ob er sich durchaus schuldlos gegen sie fühlte; dem Einen oder Andern gab er wohl auch einen geheimen Wink, den man sich dahin auslegen konnte:

„Laßt es nur gut sein; unser Spiel ist noch nicht zu Ende; ich muß so handeln, wie ich jetzt thue, aber Ihr könnt Euch dennoch auf mich verlassen."

In dieser Weise benahm er sich auch der Gräfin Horn gegenüber. Da sie keine Ahnung davon besaß, daß er Zeuge jener Scene im Garten von Elisensruhe geworden sei, ließ sie sich auch noch durch ihn täuschen, wiewohl sie ihm durchaus nicht traute.

Dem Herzoge hatte indessen Fröben schon eine vollständige Beichte abgelegt, nachdem ihm wegen des großen Dienstes, den er geleistet, im Voraus völlige Verzeihung zugesichert worden war. Selbstredend suchte er es auch so darzustellen, als habe er bei dem Prinzen nur eine falsche Rolle gespielt, um sich die herzogliche Gnade wieder zu gewinnen, und von dem eigentlichen Grunde seines Hasses war keine Rede.

Der Herzog kannte durch ihn auch alle Anhänger des Prinzen. Da dieselben aber meistens den angesehensten und vornehmsten Familien angehörten, ihre Zahl, wie er zu seiner Bestürzung sah, auch zu bedeutend war, hatte er beschlossen, jetzt noch nicht gegen sie anzutreten, was leicht einen allgemeinen, gefährlichen Widerstand hätte herbeiführen können. Alle diese Personen wurden indessen heimlich scharf beobachtet, und der hohe Herr gedachte, allmählich Einen nach dem Andern seinen Zorn fühlen zu lassen.

Nur die Gräfin Horn hatte Fröben aus dem Spiele gelassen, jedoch um die Herzogin vor allzugroßer Vertraulichkeit zu warnen, darauf hingedeutet, daß man sich auch auf sie vielleicht nicht ganz verlassen dürfe. Trotz der bitteren Kränkung, die sie ihm angethan hatte, gab er noch nicht alle Hoffnung auf, seine Wünsche bei ihr zu erreichen, wenn sie

sich überzeugt haben würde, daß von Prinz Heinrich für sie nichts mehr zu erwarten sei.

Der Herzog ernannte nun eine Special-Commission aus seinen vertrautesten Räthen, welche auf der Festung die Untersuchung gegen die treubrüchigen Offiziere und den Prinzen selbst eröffnen sollte; daß diese dann vor ein Kriegsgericht gestellt werden müßten, unterlag bei ihm gar keiner Frage, über das Schicksal des Prinzen fühlte er selbst sich wohl noch unsicher.

Wie geheim man auch die letzten Vorgänge im Lager zu halten, ihnen mindestens eine andere Erklärung unterzuschieben versuchte, so kannte sie doch schon nach wenigen Tagen Jedermann gut genug. Wer hätte auch an eine Krankheit Prinz Heinrich's glauben sollen, die er in der Festung überstehen wollte? Und obenein hörte man noch, daß er dort wirklich als Gefangener behandelt wurde, ebenso wie die Offiziere, deren Angehörige und Freunde sich doch sehr beunruhigten. Die Aufregung stieg nun in allen Klassen der Bevölkerung; fast überall fand man die Gewalt, welche der Herzog angewandt hatte, ungerechtfertigt.

Den Behörden blieb dies nicht verborgen. Es gingen Berichte darüber an den regierenden Herrn ein, und man rieth ihm sogar, die Truppen nach der Hauptstadt zurückzuziehen; aber dies würde unfehlbar noch mehr Aufsehen gemacht und eine Aengstlichkeit verrathen haben, die er nicht zugestehen wollte, er war auch überzeugt, sein eigenes Ansehen werde hinreichen, die Unzufriedenen im Zaume zu halten.

Der Oberbürgermeister Werdenberg hatte um diese Zeit auch einen schweren Stand. Der in seiner Familie äußerlich kaum wiederhergestellte Friede war durch diese Ereignisse

auf's Neue schwer erschüttert worden. Als Elise die Verhaftung des Lieutenants von Merwitz erfuhr, zeigte sich nur zu deutlich, wie fest und treu sie noch an ihm hing; selbst ihre Mutter betrachtete ihn jetzt als einen unglücklichen Verführten, dem sie ihre Theilnahme nicht versagen konnte.

Der Oberbürgermeister hatte aber noch andere Sorgen; sein Gerechtigkeitsgefühl konnte der Handlungsweise des Herzogs gegen Prinz Heinrich nicht vollständig zustimmen, obgleich er andererseits jede gewaltsame Auflehnung gegen die bestehende Regierung entschieden verdammte. Bei diesem innerlichen Zwiespalte gerieth er in manchen Conflict mit den Pflichten seines Amtes. Die Vertreter der Bürgerschaft waren verschiedener Ansicht, und er sollte rathen, entscheiden; die Einen wollten eine Beistimmungs-Adresse an den Herzog und Glückwünsche an Prinz Ludwig richten, die Anderen Protest gegen das neue Thronfolgestatut erheben. Herr Werdenberg würde sich, seiner Ueberzeugung nach, lieber den Letzteren angeschlossen haben, aber er begriff die Fruchtlosigkeit einer solchen Maßregel und sah sogar die größten Gefahren dabei voraus, nicht allein für seine eigene Person und Familie, sondern, was ihm noch näher am Herzen lag, für das allgemeine Wohl. Er war schon nahe daran, freiwillig auf seine Stellung zu verzichten, und doch hielt ihn das Pflichtbewußtsein davon zurück.

In der Nacht vom Sonntag zum Montag hatten sich die aufregenden Ereignisse im Truppenlager abgespielt; bald darauf war, wie schon gesagt, Prinz Ludwig angelangt. Am Donnerstag fand wieder ein großes Manöver im Feuer statt. Der Prinz ritt ein junges, schönes und sehr feuriges Pferd; in dem Bewußtsein, daß er als General und Truppenführer

nicht viel gelten konnte, empfand er wohl das Bedürfniß, sich durch persönliche Kühnheit Achtung und Gunst zu verschaffen. Man sah ihn verschiedene, waghalsige Reiterkunststückchen ausführen, und in der That gefiel dies den Soldaten auch.

Jetzt sollte eine Kavallerieschwadron eine Attaque machen, die in Wirklichkeit unausführbar genug gewesen wäre; aber Prinz Ludwig wollte es so und stellte sich sogar an ihre Spitze. Die Trompeter bliesen ihre Fanfaren, die Schwadron ritt, zu den schnelleren Gangarten successive übergehend, an. Der heldenmüthige Prinz, der an fünfzig Schritte vor der Front war, legte den blitzenden Säbel aus und gab damit das Signal zum Einbrechen in gestreckter Carrière auf das Infanterie-Quarré, dem der kühne Choc galt, und die Infanterie that ihre Schuldigkeit; sie stand felsenfest und gab ein paar Salven hintereinander ab.

Es war ein ganz hübsches, kriegerisches Bild. Eine Weile konnte sich der Zuschauer einbilden, die muthigen Reiter wären schon inmitten der Infanterie und ließen ihre blanken Säbel ordentlich arbeiten, denn beide Theile waren vollständig in Pulverdampf eingehüllt; aber als sich derselbe allmählich hob, entwickelte sich eine ganz andere, höchst überraschende Scene.

Die Reiter waren weder innerhalb des Quarré's, noch hatten sie reglementsmäßig vor der Uebermacht sich zurückgezogen; auf beiden Seiten war eine sichtliche Verwirrung eingetreten, die den Verfolg des Kriegsspieles gänzlich außer Acht zu lassen schien.

Zwischen den beiden Parteien hatte sich eine Gruppe von Offizieren und Soldaten gebildet, welche die äußerste Be-

stürzung zeigte; in ihrer Mitte lag Prinz Ludwig mit seinem Pferde am Boden. Das Thier stöhnte laut und machte vergebliche Versuche, sich zu erheben; denn es hatte ein Bein gebrochen, und der Prinz rührte sich nicht, seine Wangen waren todtenbleich, seine Augen geschlossen, und das Blut strömte ihm aus Mund und Ohren.

Man schrie nach einem Arzte; er war auch bei der Hand, beugte sich über den Leblosen und sagte nach einer Weile, sich wieder erhebend, sehr ernst und bestimmt: „Meine Herren, hier ist alle Hilfe vergebens; Seine Durchlaucht sind todt.“ —

Der General von Löwenhorst hatte es übernommen, diese neue Trauerbotschaft dem Herzoge persönlich zu überbringen; denn kein Anderer fühlte recht den Muth dazu. Dieses Ereigniß mußte ein furchtbarer Schlag für das regierende Paar sein, sah es doch beinahe wie ein Gottesgericht aus, das ganze Land konnte und mußte es als ein solches auffassen, und wie verwirrt, wie schwer gefährdet erschien nun wieder dessen Zukunft!

Der General reiste sofort mit Courierpferden ab nach der Residenz. Wie er aber auch eilen mochte, lief ihm die Kunde des Geschehenen schon voraus, und er konnte sich der sehr unangenehmen Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Leute den Tod ihres designirten, zukünftigen Thronfolgers im Allgemeinen ziemlich gelassen aufnahmen; er war ihnen ja immer nur ein Fremder, und die neuerlichen Vorfälle hatten das Interesse für Prinz Heinrich offenbar erhöht. Es fehlte selbst nicht an sehr düsteren oder schadenfrohen Mienen, die man dem General zeigte, der, wie man recht gut wußte, Prinz Heinrich verhaftet hatte.

So sah es auch in der Residenz aus, als er daselbst anlangte und sofort beim herzoglichen Schlosse vorfuhr. Hier hatten sich im Lustgarten schon Volksgruppen gebildet, die augenscheinlich sehr aufgeregt waren und aus denen Rufe erschollen, wie: „Fort mit dem neuen Statut!“ — „Es lebe Prinz Heinrich!“

Daß es dabei nicht an Parteiaufhetzungen fehlte, war leicht zu begreifen; aber die Stimmung des Volkes blieb doch immer eine bedenkliche und gefährliche. Dies zeigte sich recht deutlich, als man den General erkannte; zweifellos ihm zum Hohne ertönten grelle Pfiffe, und man rief ihm Worte nach, die nicht spurlos an seinem Ohre vorübergingen.

Die Polizei war auch schon zur Stelle und, wie meistens in solchen Fällen, wo sie sich in der Ueberlegenheit glaubt, ein wenig zu diensteifrig. Dazu kam auch noch, daß der Herzog die ungebührlichen Volksansammlungen vor seinem Palais sehr übel vermerkt hatte. Es war sonderbar; die ganze Stadt beinahe hatte schon die Nachricht von dem Tode Prinz Ludwig's, und das herzogliche Paar wußte noch nicht das Mindeste davon. Es wagte eben Niemand, sich zum Träger der unheilvollen Botschaft zu machen, die so überraschend gekommen war, daß man noch nicht einmal recht daran glauben wollte.

Die plötzliche Ankunft des Generals von Löwenhorst bestätigte sie nun; die Höflinge waren ganz erstarrt. Man meldete den General sogleich dem Herzoge an, der nicht wenig überrascht wurde und sofort ahnte, daß nur eine äußerst wichtige, wahrscheinlich unglückliche Veranlassung den General von seinem Posten herbeigeführt haben könne.

Der hohe Herr litt in den letzten Tagen wieder körper-

lich nicht unbedeutend, eine leicht erklärliche Folge der geistigen Aufregungen; überdies erzürnten ihn gerade augenblicklich die Zusammenrottungen des Volkes, deren Grund und Tendenz er ganz anderswo wie in der Wahrheit suchte.

„Sagen Sie mir schnell, was es giebt!" empfing er den General fast ohne Begrüßung und äußerst erregt. „Ich bin nun fest entschlossen, meine ganze Autorität aufzubieten, um diesem kecken Spiele unter meinen Augen ein Ende zu machen; es versteht sich ganz von selbst, daß das Thronfolgestatut in allen Punkten aufrecht erhalten bleibt!"

„Hoheit," erwiderte der General ungemein ernst und trübe, „eine höhere Macht als alle weltliche hat es bereits umgestoßen. Verzeihen Sie Ihrem getreuesten Diener, daß er Ihnen diese schmerzliche Nachricht bringen muß."

Der Herzog stand wie festgewurzelt da; er begriff die sonderbaren Worte noch nicht oder legte sie sich wenigstens anders aus, als sie gemeint waren; er dachte wohl an eine Meuterei unter den Truppen zu Gunsten Prinz Heinrich's, die bereits im Begriffe, zu triumphiren, sei. Die Adern auf seiner Stirn schwollen hoch an, das Blut stieg ihm tief in das Antlitz, und der ganze, mächtige Körper erbebte.

„Das sagen Sie mir, General?" fuhr er mit halberstickter Stimme heraus. „Kann ich mich auch auf Sie nicht mehr verlassen?"

„Hoheit, bis zu meinem letzten Athemzuge!" erwiderte der General, die Hand betheuernd auf das Herz legend.

„Nun? was ist im Lager vorgefallen?"

„Gnädigster Herr, Gott hat es so gewollt; Prinz Ludwig ist todt!"

Der Herzog schwankte und mußte sich in einen Sessel niederlassen.

„Todt?“ wiederholte er fast mechanisch, sich wiederholentlich mit der Hand über die brennende Stirn streichend. „Sprechen Sie nur, General, sprechen Sie!“

Der General, selbst auf das Tiefste erschüttert, erzählte so schonend als möglich den unseligen Vorfall. „O, Sie haben Recht, das ist Gottes Hand!“ stöhnte der Herzog in einer Fassungslosigkeit, die man sonst nie an ihm bemerken konnte. „Ich will —“

Er lehnte sich in den Sessel zurück, und die glühend rothe Farbe seines Antlitzes ging plötzlich in eine fahle Blässe über; seine Lippen preßten sich schmerzhaft aufeinander, die Augen wandten sich mit eigenthümlich starrem Ausdrucke nach oben.

Den alten, eisernen General überkam eine furchtbare Angst; er eilte an die Thür, riß sie auf und rief ohne weitere Ueberlegung in das Vorzimmer hinaus:

„Hoheit sind sehr unwohl geworden! Man komme mir zu Hilfe und rufe den Leibarzt!“ Die Hilfe des Letzteren kam zu spät; ein Schlagfluß hatte das Leben des regierenden Herzogs geendet.

VIII.

Acht Tage etwa waren vergangen, und nach der ersten, allgemeinen Aufregung entwickelten sich alle Verhältnisse scheinbar in größter Ruhe.

Der plötzliche Hingang ihres Gemahls hatte auch die alte Herzogin auf das Krankenlager geworfen; an Geist und Körper gebrochen, konnte sie nicht daran denken, eine Art von Regentschaft zu übernehmen, die auch kein Testament festgesetzt hatte. Ein Recht darauf besaß nur Prinz Heinrich, und wenn manche auswärtigen Höfe deshalb auch noch fruchtlose Noten wechselten, so beeilte er sich, nicht allein die Regentschaft, sondern auch definitiv die Regierung zu übernehmen; er war de facto Herzog, und die Stimmung des ganzen Landes, mit wenigen Ausnahmen, erklärte sich laut dafür.

Wer hätte wagen können, ihn nur einen Augenblick länger in der Festung zu halten? — Der General von Löwenhorst brachte ihm selbst die überraschende Nachricht von dem Tode des Herzogs, und alle Minister und Hofchargen beeilten sich, ihm ihre Aufwartung zu machen und ihm die Versicherungen ihrer Ergebenheit zu Füßen zu legen. Prinz Heinrich machte auch ziemlich gute Miene dazu, und als er anderen Tages feierlich, vom Jubel des Volkes begrüßt, in die Hauptstadt eingezogen war, verabschiedete er beinahe alle jene Leute und setzte seine Anhänger an ihre Stelle, das Volk war auch damit ganz zufrieden.

General von Löwenhorst legte nothgedrungen seinen Degen nieder und zog sich auf ein Landgut zurück; wenn er, wie

vielleicht mancher Andere, noch eine schwache Hoffnung hegte, daß die auswärtigen Mächte gegen diese neue Regierung einen wirksamen Einspruch erheben würden, so mußte er sich bald von seiner Täuschung überzeugen. Die freundschaftlichen Beziehungen des Prinzen oder neuen Herzogs zu dem Hofe von * * * traten jetzt offen an das Tageslicht. Derselbe schützte ihn für alle Fälle, und es verlautete sehr bald, er werde sich mit der Prinzessin Amalie vermählen. Die alte Herzogin hatte gar keine Stimme mehr; man wies ihr einfach ihren Wittwensitz an.

Daß der nun regierende Herr unverzüglich die Untersuchung gegen die verhafteten Offiziere niederschlug, dürfte sich wohl von selbst verstehen; sie wurden nur sämmtlich in andere Regimenter versetzt, mit Vortheil im Avancement, aber persönlich kümmerte er sich gerade nicht um sie; zu Keinem von ihnen sprach er ein Wort.

Der Kammerherr Baron von Fröben hielt es für das Gerathenste, bei dieser plötzlichen Wendung der Dinge seine Person zunächst in Sicherheit zu bringen; er war auf einmal verschwunden, und Niemand wußte, wo er geblieben. Er hatte auch wohl von Allen am meisten von der Rache und dem Zorne des neuen Herzogs zu riskiren; denn dieser kannte ja den Verrath, den Seine Hoheit übrigens noch ebenso wenig begriff wie Comtesse Anna, durch den General von Löwenhorst; glücklicherweise für Fröben fand man es nicht für gut, ihn im Auslande verfolgen zu lassen, wohl nur aus dem Grunde, um kein Aufsehen zu erregen.

Daß der treue Heinzmann in seiner Stellung geblieben war, verstand sich wohl von selbst; er wünschte sich auch keine andere und behielt in dieser jedenfalls den meisten Ein-

fluß. Daß er übrigens ein so großes Vermögen besaß, wie er nur jemals für seine letzten Lebenstage gebrauchen konnte, dafür hatte Prinz Heinrich schon früher gesorgt.

Auch in dem Verkehrstone zwischen dem Herzoge und ihm hatte sich nicht das Mindeste verändert, das Verhältniß zwischen Herrn und Diener war eher noch vertraulicher geworden.

Herzog Heinrich hatte noch nicht das Neue Palais bezogen, entweder weil die alte Herzogin darin erkrankt lag oder weil er auch für spätere Zeiten das Prinzenschloß vorziehen mochte. In dem Letzteren sah Alles noch ziemlich ebenso aus wie früher, nur waren die Vorzimmer während des Tages jetzt von Audienz suchenden Personen gefüllter, und man fand mehr Wachen und Lakaien. Auch waren in dem Arbeitscabinete die Materialien für rein wissenschaftliche Beschäftigung bei Seite geräumt und durch Dinge ersetzt worden, welche auf die laufenden Regierungsgeschäfte directen Bezug hatten. Der Herzog war hierin nicht weniger fleißig wie sonst und conferirte angelegentlichst mit den neuen Ministern, die er mehr leitete wie sie ihn; indessen versäumte er darüber auch nicht, sich oft öffentlich zu zeigen und dadurch den Volks-Enthusiasmus anzufachen, der ihm neuerdings zugetragen wurde.

Er verdankte denselben nunmehr nicht bloß seinen letzten sonderbaren Schicksalen und dem Reize des Neuen, sondern das Volk pflegt sich bei einem solchen Wechsel immer den weitesten und besten Hoffnungen hinzugeben, und er wußte dieselben sehr klug zu bestärken, indem er sofort eine Reihe nützlicher und befriedigender Verordnungen erließ, sich äußerst leutselig zeigte und die Residenz darauf vorbereitete, daß er keineswegs sein zurückgezogenes Leben fortzusetzen, sondern einen glänzenden Hof zu machen beabsichtige.

Jetzt — es war wieder Abends spät, etwa vier Wochen nach dem Regierungswechsel — saß der Herzog wieder an seinem Schreibtische und wandte sich, die Feder fortlegend, dem alten Heinzmann zu, der, gerade wie damals, sich fast unhörbar Dieses und Jenes im Zimmer zu schaffen machte.

Der Alte sah sehr vergnügt, wenigstens vollständig befriedigt aus, der Herzog im Allgemeinen auch, doch schien er noch manche ernste Erwägungen auf dem Herzen zu haben; seine Stirn faltete sich häufig tief, und die Augen blickten, starr sinnend, vor sich hin.

„Nun, Alter," begann er freundlich, „wir könnten uns für heute bald die wohlverdiente Ruhe gönnen; denn wir haben wieder tüchtig gearbeitet. Ja, der alte Schlendrian ist nun aus; man trägt nicht umsonst den Herzogshut."

„Um so besser steht er Eurer Hoheit," erwiderte der Greis schmunzelnd. „Befehlen Hoheit, daß ich Sie jetzt auskleiden soll?"

„Warte noch ein Weilchen; ich plaudere gern noch eine Viertelstunde mit Dir, wie wir es stets gewöhnt sind. Freilich zeigt sich der Stoff dazu jetzt nicht mehr so umfangreich wie früher."

„Dem Himmel sei tausendfacher Dank dafür, Hoheit! Er war auch oft wenig erfreulich genug. Wenn ich mich jetzt niederlege oder erwache, fühle ich doch nicht mehr so schwere Steine auf dem Herzen."

„Glaub's Dir, alte treue Seele! Es waren auch bittere Zeiten! Aber nun werden wir bald ein großes Haus machen, und die Vergangenheit wird in all' dem Geräusche immer mehr zurücktreten.

Der Herzog sagte die letzten Worte nicht so ganz freien

und leichten Herzens, wie es schien, und des Kammerdieners Miene wurde auch ein wenig ernster.

„Die Verhandlungen über meine Vermählung," fuhr Ersterer fort, „sind nun so gut wie abgeschlossen; in den nächsten Tagen wird ein außerordentlicher Gesandter von mir deshalb an den Hof von *** gehen, und da man dort die Beschleunigung wünscht, dürfte der Vollzug meiner Ehe noch vor Ende des Jahres erfolgen."

Der alte Heinzmann erwiderte nichts, konnte aber einen leisen Seufzer nicht ganz verbergen.

„Ah, es ist Dir noch immer nicht ganz recht, Alter!" meinte der Herzog mit schwachem Lächeln. „Besorge nichts davon; für Dich werde ich stets derselbe bleiben."

„O, mein allergnädigster Herr," entgegnete Heinzmann, die ihm gebotene Hand ehrfurchtsvoll und warm küssend, „ich dachte, als ich mich so eben vergaß, wahrlich nicht an mich! Mein heißestes Gebet ist nur immer wieder, daß dieser wichtige Entschluß Ihnen zum wahren Glücke und Segen gereichen möge."

„Warum sollte das nicht geschehen? Du weißt ja, daß ihn mir nicht das Herz, sondern der Verstand vorgeschrieben hat. Ich bin nicht mehr in dem Alter, das schwärmerische Anforderungen an Liebe und Ehe stellt, und übrigens hat das Blut in meinen Adern nie zu rasch und heiß geflossen, die traurigen Erfahrungen meiner Kindheit haben es schon erkältet. Jetzt handelt es sich nicht nur darum, gegen alle etwaigen ferneren Intriguen eine feste Stütze in machtvollen politischen Verbindungen zu haben, sondern auch, so Gott will, die künftige Thronfolge in directer Linie und damit Ruhe und Glück von Volk und Land zu sichern. Beides

kann durch meine Vermählung mit Prinzessin Amalie erreicht werden. Auf häusliches, auf Familienglück rechne ich, zumal bei der Verschiedenheit unseres Alters, nicht allzu sicher; aber wie wenigen Fürsten nur ist ein solches beschieden!"

Der Herzog wie der Kammerdiener machten eine längere Pause und sahen nachdenklich vor sich hin; Ersterer begann dann wieder, scheinbar etwas befangen:

„Welche Nachrichten hast Du von der Gräfin Horn, Heinzmann?"

„Hoheit werden sich erinnern, daß Sie mich unmittelbar vor Ihrer Rückkehr nach der Residenz voraus mit dem Auftrage an die Gräfin sandten, ihr mündlich und unter vier Augen Dero Wunsch und Rath mitzutheilen, daß sie sich für eine kurze Zeit auf ihr Landgut zurückziehen möge."

„Jawohl; es erschien mir so am besten; denn bei ihrer Stellung zu der verwittweten Frau Herzogin würde es sie nur compromittirt haben, hätte ich ihr sogleich öffentlich meinen Dank erzeigen wollen; dies wird noch zeitig genug geschehen können. Ich erinnere mich auch Deiner Meldung, daß sie zuerst ein Wenig betroffen erschien, aber alsbald meine guten Gründe anerkannte und ohne Einwendungen abgereist ist. Ich sagte Dir außerdem noch, daß es mir lieb wäre, wenn man ihr dortiges Thun und Treiben einigermaßen im Auge behalten könnte."

„Das geschieht selbstverständlich auch, Hoheit; ich wagte nur noch nicht, unaufgefordert Bericht zu erstatten."

Der Fürst wie der Kammerdiener führten diese Unterhaltung mit leicht erkennbarer Verlegenheit.

„Nun?" fragte Ersterer, indem er sich wieder halb seinem Schreibtische zuwandte und in dort liegenden Papieren blätterte.

„Die Gräfin befindet sich seit einigen Tagen nicht ganz wohl, ich erhalte die ausführlichsten Nachrichten von ihrer ersten Kammerfrau; es scheint, daß sie gewisse Andeutungen in den Zeitungen besonders erregt haben."

„Hm, das wäre?"

„Die auf die projectirte Vermählung Eurer Hoheit. Wenigstens mit dem Momente, als sie dieselben bei ihrer Toilette las, fuhr sie heftig auf und wollte sofort hierher zurückkehren; sie hat sich dann aber eines Anderen besonnen und soll sich auch wirklich leidend befinden."

„Ich fürchte, ich fürchte," murmelte der Herzog halblaut „daß sich die Arme unmögliche Dinge in den Kopf gesetzt hat und würde sie darum von ganzem Herzen bedauern; denn ohne Zweifel bin ich ihr großen Dank schuldig. Aber es wäre mir sehr fatal, wenn sie jetzt hierher zurückkehrte; sie könnte sich zu Unbesonnenheiten fortreißen lassen; man muß dies zu verhindern suchen. Doch auf welche Weise? Von Anwendung irgend welcher Gewalt kann nicht die Rede sein!"

Der alte Heinzmann hatte ja genügende Kenntniß von der Art des bisherigen Verhältnisses zwischen seinem Herrn und der Gräfin, und der Herzog schien den guten Rath seines Vertrauten hören zu wollen, der auf jenen gerichtetete, fragende Blick forderte zum Sprechen auf.

„Wenn ich nicht irre," bemerkte der Kammerdiener mit einer gewissen Schüchternheit, „so war vor noch nicht langer Zeit einmal die Rede von einer ehelichen Verbindung der Gräfin Horn; aber freilich hat sich seitdem in der einen Beziehung viel geändert —"

„Du denkst doch nicht etwa dabei an den Baron von

Fröben, Alter?“ unterbrach ihn der Herzog beinahe heftig; „weißt Du nicht, wie abscheulich mich dieser Mensch verrathen und beleidigt hat?“

„Nun eben deshalb, Hoheit,“ entgegnete der Alte mit eigenthümlich boshaftem Lächeln. „Der offene Proceß gegen seine Sünden wird sich ihm schwerlich machen lassen; überdies gehört er zum reichsten und ältesten Adel und besitzt immer noch genug Verbindungen, die ihn zu schonen empfehlen dürften. Vielleicht beschämen Sie ihn am tiefsten durch Ihre Gnade und, was die Hauptsache ist, geben ihm Gelegenheit, Ihnen einen angenehmen Dienst zu leisten.“

„Nein, nein!“ rief der Herzog mit einer, bei seinem alten Vertrauten ungewöhnlicher Kürze und Barschheit; „davon will ich nie wieder ein Wort hören! Mögen mich auch die Verhältnisse nöthigen, dem Elenden scheinbar zu verzeihen, so ist er der Gräfin Horn doch viel zu unwerth, und dann bin ich auch vollständig versichert, daß sie ihm niemals ihre Hand reichen wird. Ich bin gewissermaßen verantwortlich für das Glück ihrer Zukunft.“

Heinzmann beobachtete seinen Herrn heimlich mit einer Mischung von Theilnahme, Unzufriedenheit und Ironie.

„Wenn ich eine andere, gute und ehrenvolle Partie für sie wüßte,“ murmelte der Herzog für sich.

„Wenn Hoheit dabei vorzüglich die persönliche Zuneigung, das Herz der Comtesse berücksichtigen wollen, so könnte es ja nicht so schwer fallen, äußerliche Hindernisse möglichst auszugleichen.“

Der Fürst horchte sehr gespannt auf.

„Jetzt verstehe ich Dich gar nicht, Heinzmann,“ sagte er.

„Ich dachte nur so zufällig an einen unbedeutenden, jungen

Offizier, der wohl arm wie eine Kirchenmaus ist, aber einen hohen Namen besitzt und, bei einigem Glücke, eine gute Carrière machen kann; ich meine den Lieutenannt von Merwitz. Er hat sich auch bereits Verdienste um Eure Hoheit erworben und steht wohl nicht ganz schlecht in der Gunst der Comtesse."

„Du überlegst heute weniger wie sonst, was Du sprichst!" entgegnete der Herzog, ohne seinen Unmuth zu verbergen. „Weißt Du nicht recht gut, daß Gräfin Anna diesem jungen Manne nur deshalb Aufmerksamkeiten erwiesen hat, um ihn für unsere Partei zu gewinnen und für unsere Zwecke zu benutzen?"

„Ich weiß nur," erwiderte der Kammerdiener, den die herbe Erwiderung verdroß und zu freierer Aussprache reizte, „daß die Comtesse nicht allein diese Zwecke sehr gut erreicht hat, sondern daß die Beziehungen zu ihr auch den Herrn von Merwitz bewogen, — wer könnte wenigstens einen anderen Grund voraussetzen? — eine bis dahin glückliche Verlobung mit der Tochter des Oberbürgermeisters zu lösen."

Der letztere Umstand war dem Prinzen Heinrich gar nicht bekannt geworden; er erkundigte sich jetzt näher nach der Zeit dieser Trennung, und es mußte ihm auffallen, daß Anna, wiewohl sie ihn zuerst auf das Verhältniß des Lieutenants zu jener Familie aufmerksam machte, davon nachher kein Wort erwähnt hatte. Es stieg damit ein empfindliches Mißtrauen in ihm auf.

Er konnte fast davon überzeugt sein, daß Heinzmann es gut meinte, und verstand jetzt auch vollkommen seine Absicht, ihn einer Verlegenheit oder wohl gar Gefahr dadurch zu entziehen, daß er sich mit der Gräfin in Güte abfände, eine

beleidigte, getäuschte Frau ist ja zu Allem fähig. Sie besaß allerdings kein schriftliches Eheversprechen von ihm, aber schon die Behauptung, daß er ihr sein fürstliches Wort gegeben habe, konnte ihn in Anderer Augen herabsetzen und, wenn auch nicht gerade das politische Eheproject zerstören, so doch sehr peinliche Auseinandersetzungen mit Prinzessin Amalie und deren Verwandten herbeiführen.

Sollte es sich dagegen bestätigen, daß Anna eine wirkliche Neigung für den Lieutenant fühlte, — dies wäre wenig schmeichelhaft für des Herzogs Eitelkeit gewesen, aber bei ihrem Ehrgeize war es nicht durchaus zu bezweifeln, — so konnte sich ihm die Brücke bauen, sie mit ihm zu versöhnen und von ihren vermeintlichen hohen Ansprüchen zurückführen, dann wollte er ihr und Merwitz Anerbietungen seines reichsten Dankes machen.

Zu Heinzmann sprach er heute kein Wort mehr darüber, aber derselbe mußte ihm recht gut anmerken, daß er willens war, sich die Sache zu überlegen. Ohne Zweifel geschah dies noch im Laufe der Nacht, denn am anderen Morgen erinnerte sich der Herzog auf einmal wieder des Lieutenants von Merwitz und beauftragte den Kriegsminister, denselben sofort als Ordonnanz-Offizier zu seiner eigenen, hohen Person zu kommandiren, was natürlich unverzüglich geschah.

In tiefster Niedergeschlagenheit war Hugo von Merwitz auf der Festung angekommen, wo er ein von seinen Kameraden abgeschlossenes, sehr strenges Gefängniß erhielt; die sofortige Eröffnung der Untersuchung ließ ihn nicht daran zweifeln, daß der alte Herzog, in tiefster Empörung über die pflichtvergessenen Offiziere, schonungslos zu strafen beabsichtige; welche andere Erwartung blieb ihm als die schimpflicher Cassation oder doch lange, schwere Haft?

Er sah nun mit einem Male klar in die Verhältnisse; nur in einer Beziehung noch nicht gänzlich, in seiner Leidenschaft für Anna. Er hielt sich für überzeugt, daß auch sie bereits verhaftet und der größten Gefahr ausgesetzt sei. Uebrigens begriff er vollkommen das Unrecht, das er als Soldat gethan hatte, und der Enthusiasmus für den unglücklichen Prinzen wollte ihm jetzt nicht mehr darüber hinaushelfen. Im Allgemeinen beklagte er tief, daß er ein schönes, friedliches Glück in Elisen's Liebe für stolze Träumereien, die nun auf einmal als leere Seifenblasen zerplatzten, hingegeben.

Mitten in diese Verzweiflung hinein zündete auf einmal wieder die Kunde von dem Geschehenen. Trat es nicht wie ein himmlisches Wunder ein? Und konnte ein solches eine ungerechte Sache begünstigen? Alle seine Gedanken und Ansichten lenkten auf einmal und mit um so größerem Ungestüm wieder in die alte Bahn ein; die Reue war schnell verschwunden.

Merwitz hatte jetzt wohl allen Grund, nach dem von ihm gebrachten, schweren Opfer eine glänzende Entschädigung sowohl durch den neuen Herzog wie durch die Gräfin zu erwarten; er schwelgte schon in dieser sicheren Voraussicht.

Fast sah es wie eine harte Enttäuschung aus, als man ihm und seinen Schicksalsgenossen wohl die Freiheit zurückgab, sie aber keineswegs besonders auszeichnete, sondern in von der Residenz entfernte Garnisonen, zu anderen Truppentheilen versetzte. Er zog dabei noch obenein das Loos, von der doch gewissermaßen bevorzugten Garde zur Linie zu kommen. Indessen war er, wie auch die Uebrigen, überzeugt, daß dies nur eine vorläufige, durch äußere Form gebotene Maßregel sein könne, und daß ein besserer Lohn nicht lange auf sich warten lassen werde.

Sein Eintritt in das neue Corps war auch nicht mit besonderen Annehmlichkeiten verknüpft; seine jetzigen Vorgesetzten und Kameraden nahmen ihn wohl artig, aber doch mit einer gewissen Kälte auf, er blieb in Zweifel darüber, ob sich darunter nur der Neid versteckte oder ob sie, trotz des Umschwunges der Dinge, sein Benehmen nicht für ein recht ehrenwerthes hielten; das machte auch ihn mißtrauisch und zurückhaltend.

Statt der lebensvollen Residenzstadt hatte er nun auch eine kleine, todte Garnison erhalten und war weit von Anna entfernt; das Alles machte ihn von Neuem mißmuthig.

Erst seit wenigen Tagen befand er sich in diesen neuen Verhältnissen, die ihn ungemein drückten, als er, zu seiner höchsten, freudigsten Ueberraschung, ganz zufällig erfuhr, die Hauptgüter der Gräfin Horn lägen kaum anderthalb Meilen von seiner Garnisonsstadt entfernt, und sie selbst halte sich zur Zeit daselbst auf; man fügte die Vermuthung hinzu, sie sei durch die erzürnte, alte Herzogin förmlich dahin verbannt worden. Andere hielten eine Ungnade des neuen Herzogs für wahrscheinlicher.

Merwitz hingegen schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß Anna seine Versetzung nach dieser kleinen Stadt bewirkt habe und nur deshalb auf ihre Güter gegangen sei, um mit ihm in den innigsten Verkehr treten zu können.

An demselben Nachmittage noch miethete er sich einen Wagen und fuhr nach dem Hauptgute der Gräfin. Sie bewohnte dort ein schloßartiges Landhaus, das mitten in einem großen Parke und Garten lag; Alles zeugte von ihrem Reichthum.

Merwitz, den das Herz vor sehnsüchtiger Ungeduld klopfte,

erkundigte sich bei dem ihm entgegenkommenden, alten Bedienten, der ihn das erste Mal im Rothen Schlosse zu Anna geführt hatte und auch sofort wiedererkannte, ob sie anwesend sei. Die Antwort lautete bejahend, mit dem Zusatze, die gnädige Comtesse sei zwar seit einigen Tagen unpäßlich, aber er zweifle kaum, daß sie den Herrn Lieutenant dennoch empfangen werde. Merwitz gab ihm zum Ueberflusse noch seine Karte mit.

„Darf ich fragen, ob der Herr Lieutenant im Auftrage Seiner Herzoglichen Hoheit gekommen sind?" fragte der Diener, scheinbar sehr interessirt und mit einer Miene, als ob er nur eine bejahende Antwort erhalten könne.

Der Lieutenant verneinte und war selbst nicht weniger verwundert, wie Jener es darüber zu werden schien.

Auf Einladung des Bedienten war er vom Wagen gestiegen und in einen sehr hübsch decorirten, geräumigen Vorsaal des Hauses getreten, wo er nun erwartungsvoll mit großen Schritten auf- und niederging.

Es dauerte beinahe eine Viertelstunde, bis der Alte wiederkehrte; er sah sehr verlegen, fast niedergedrückt aus. Die gnädige Comtesse bedauerte, wegen ihres Unwohlseins den Herrn Lieutenant von Merwitz nicht empfangen zu können. Weiter nichts!

Merwitz fühlte sich momentan ganz erstarrt von dieser kühlen Abweisung, aber er sagte sich alsbald, es sei gar nicht möglich, daß Anna ihn absichtlich kränken wolle, sie müsse zu diesem Benehmen genöthigt sein und darunter gewiß nur ihr eigenes und sein Interesse verstecken. Dennoch fuhr er sehr niedergeschlagen nach Hause.

Eine Ueberraschung freudigerer Art wurde ihm schon am

folgenden Tage zu Theil, nämlich seine Kommandirung zum herzoglichen Ordonnanz-Offizier. So schien es nun also außer aller Frage zu liegen, daß der Herzog sich seiner Getreuen erinnerte und sie zu belohnen gedachte, und wenn die Vorgesetzten und Kameraden des jungen Offiziers jetzt plötzlich einen viel freundlicheren und herzlicheren Ton annahmen wie bisher, so erhoben auch seine eigenen Hoffnungen in jeder Beziehung das Haupt; er war überzeugt, daß er Anna Horn sehr bald am Hofe wieder treffen werde.

Schleunigst reiste er nach der Hauptstadt und meldete sich persönlich bei dem regierenden Herrn, der ihn mit ganz besonderer Leutseligkeit empfing und ihm in warmer Weise seinen Dank sagte. Er avancirte ihn sofort zum Oberlieutenant und ließ ihn wieder die Garde-Uniform anlegen; Merwitz schien ihm auch ganz unentbehrlich geworden zu sein und mußte häufig den persönlichen Dienst bei ihm verrichten. Der Lieutenant wäre auf dem Gipfel des Glückes gewesen, hätte er nur erst Anna wiedergesehen und sich vollkommen mit ihr verständigt; sie weilte indessen noch immer auf ihren Gütern.

Wieder einige Tage nach Antritt seines neuen Dienstes wurde er Mittags plötzlich zum Herzoge gerufen. Im Vorzimmer kam ihm der alte Heinzmann entgegen und theilte ihm in sehr ehrerbietiger und fast geheimnißvoller Weise mit, Hoheit hätten augenblicklich Abhaltung bekommen, um persönlich Ihre Befehle aussprechen zu können und ihn damit beauftragt. Hoheit wollten um drei Uhr eine kleine Reise unternehmen, von der Sie erst morgen in der Frühe zurückkehren würden, aber im allerstrengsten Incognito. Lieutenant von Merwitz allein solle Hoheit begleiten und zwar in Civilkleidung, möge also danach seine Maßnahmen treffen.

Der Lieutenant war sehr überrascht durch dieses geheimnißvolle Wesen, konnte sich aber natürlich keine Frage über Zweck und Ziel dieser Reise erlauben.

Er war pünktlich zur Stelle. Der Herzog begrüßte ihn freundlich, äußerte sich aber nur ganz allgemein, daß er eine Privatangelegenheit erledigen wolle, von der Niemand außer Merwitz etwas zu erfahren brauche. Der hohe Herr befand sich ebenfalls in bürgerlicher Kleidung. Ein halbgeschlossener Wagen, mit Extrapostpferden bespannt, stand an einem Seitenportale des Schlosses bereit, nur der Postillon saß auf dem Bocke, kein Diener wurde mitgenommen.

Der Wagen rollte schnell durch die am wenigsten belebten Straßen der Stadt, und der Herzog vermied augenscheinlich, erkannt zu werden. Erst außerhalb der Stadt gab er sich wieder unbefangener, sprach aber auch jetzt nur von gleichgiltigen Dingen und erwähnte nichts von dem Ziele der Reise.

Auf allen Poststationen standen die frischen Pferde schon bereit, und man fuhr sehr schnell.

Merwitz überzeugte sich bald, daß der eingeschlagene Weg derselbe war, der nach seiner letzten Garnisonstadt führte. Die Postillone hatten ihre Instructionen schon im Voraus erhalten. Eine Strecke vor jenem Städtchen bog der Wagen seitwärts auf eine Landstraße ein, und nun wandte sich der Herzog auf einmal mit der Frage an seinen Begleiter:

„Vermuthen Sie nun vielleicht, lieber Merwitz, wohin wir fahren?"

Der Lieutenant war allerdings betroffen darüber, daß dieser Weg auch nach dem Horn'schen Gute führte, verneinte jedoch die Frage.

„Zur Comtesse Horn," erwiderte der Herzog ruhig; „Sie wissen ja, daß ich dieser Dame Verpflichtungen schulde. Haben Sie sie nicht gesehen, während Sie in der benachbarten Stadt garnisonirten?"

Merwitz fühlte, daß seine Wangen glühend brannten, und wurde noch mehr in Verlegenheit dadurch gesetzt, daß der Herzog ihn scharf, wenn auch lächelnd, fixirte. Er berichtete, ganz der Wahrheit gemäß, daß er einmal der Comtesse seine Aufwartung machen wollte, von ihr aber nicht empfangen worden sei. Der Herzog schüttelte fast unmerklich den Kopf dazu.

„Sprechen Sie offen zu mir, Merwitz," sagte er dann in recht gütigem Tone; „Sie werden jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß ich ein warmes Interesse an Ihnen nehme, Sie zu meinen Lieblingen zähle und Ihr Glück befördern helfen will. Haben Sie ein ernstliches Attachement für die Comtesse?"

„Hoheit —" stammelte der Lieutenant ganz bestürzt.

„Nun: ja oder nein? Ich bedarf Ihrer Antwort, ehe ich mit der Dame spreche!"

„Wie dürfte ich wagen —"

„Wenn Sie wirklich hier noch nichts gewagt haben sollten, so könnte ich Ihnen dazu nur rathen. Sie sind jetzt einer glänzenden Carrière und der Gunst Ihres Fürsten sicher; rechnen Sie Ihre Persönlichkeit dazu, und Sie haben nicht weniger in die Wagschale zu legen wie Gräfin Horn. Doch ich glaube Sie nun schon vollkommen verstanden zu haben; sprechen wir ein anderes Mal mehr darüber, vielleicht heute Abend noch."

Der Herzog lehnte sich in den Fond des Wagens zurück, sagte kein Wort mehr und überließ Merwitz seinen Gedanken und Gefühlen.

Dieselben waren äußerst erregt und getheilt. Die ihm soeben eröffneten Aussichten reichten an seine kühnsten Wünsche hinan, und daß der Herzog damit bestimmte Absichten verband, ließ sich nicht bezweifeln. Es lag die Vermuthung am nächsten, daß Anna ihm ihre Zuneigung zu Merwitz bekannt habe, und daß er seinen Dank Beiden auf die zarteste Weise durch ihre Vereinigung erweisen wolle. Mochte dies auch nicht der einzige Zweck der jetzigen Reise sein, so hatte er Merwitz doch gewiß nicht umsonst zu seinem Begleiter gewählt.

Andererseits durchzuckte den Letzteren bei jenen Worten doch urplötzlich ein Mißtrauen, von dem er sich nicht wieder gänzlich losmachen konnte, wie sehr auch seine Gefühle dagegen ankämpften. Warum suchte der Herzog die Comtesse so heimlich auf, während es doch viel einfacher gewesen wäre, sie an den Hof kommen zu lassen? Sollten ihre Beziehungen doch noch andere gewesen sein, wie er bisher geglaubt, und muthete man ihm am Ende eine Rolle zu, die seine eigene Ehre herabsetzen mußte?

Unmöglich! Wie konnte er nur solch' einen abscheulichen Verdacht auf den gütigen Fürsten und gar erst auf die werfen, für welche sein Herz schlug? —

Man langte gegen neun Uhr bei dem Schlößchen der Gräfin an. Augenscheinlich wurden Gäste nicht erwartet, aber der alte Bediente, der wieder zuerst zur Stelle war, erkannte sofort den Herzog; er erschien ebenso erfreut wie bestürzt.

„Meldet mich sofort der Gräfin an," sagte der Fürst kurz.

Die beiden Herren waren in dieselbe Vorhalle getreten, wo Merwitz vor einigen Tagen den niederschlagenden Bescheid erhalten hatte.

„Bleiben Sie einstweilen hier, lieber Merwitz," sagte der

Herzog zu ihm; „ich hoffe, daß ich Sie bald rufen lassen kann.“

Damit ging er, freundlich, gewissermaßen ermuthigend nickend, langsam nach dem Treppenhause, wo er den Diener zurückerwarten konnte. Anna bewohnte, wie Merwitz schon neulich gehört hatte, die Beletage. Doch kannte er natürlich durchaus nicht die Lage ihrer Zimmer.

Der Lieutenant fühlte sich auf das Tiefste bewegt und von unbeschreiblicher Unruhe gequält; das Glück schien hell über ihm zu leuchten, und doch zogen sich über den klaren Himmel immer wieder düstere Wolken; diese Spannung wurde nachgerade unerträglich. Vergebens suchte er sich zu zerstreuen, indem er in dem Saale umherging, die Bilder und Statuen betrachtete; dann setzte er sich wieder auf eines der kleinen Wandsopha's nieder und stützte die brennende Stirn in die Hand. Obgleich es in der weiten und hohen Halle kühl und frisch war, beengte ihn der geschlossene Raum immer mehr, und er empfand das dringendste Bedürfniß nach freier Luft.

Diese Vorhalle erstreckte sich über die ganze Tiefe des Hauses, rechts und links trat man in die Treppenhäuser, weiterhin nach beiden Flügeln kam dann noch eine Anzahl von Wohnzimmern. Der großen Säulenpforte gegenüber, durch welche man von außen in das Haus kam, befanden sich drei Glasthüren von kolossalen Dimensionen; sie wurden zum Theil durch schwere, seidene Gardinen bedeckt.

Seiner inneren Unruhe nicht mehr mächtig, sprang Merwitz auf und eilte an die mittelste dieser Glasthüren; sie führte, wie die anderen beiden, auf eine breite, von schlanken, mit großen Blattpflanzen umwundenen Säulen getragene

Veranda, die sich längs der ganzen Rückfront des Hauses, wenigstens eines großen Theils derselben, zu erstrecken schien; darüber hinaus sah man in den Garten, der jetzt gerade hell vom Monde beleuchtet wurde.

Merwitz besann sich nicht lange; ohne an die Weisung des Herzogs, daß er denselben in der Vorhalle erwarten solle, zu denken, öffnete er die Thür und trat auf die Veranda hinaus. Sie hatte ein reichlich mit Blumentöpfen besetztes Geländer, und an der Seite des Hauses waren zwischen künstlich hergestellten Boskagen kleine Gartenbänke und Tische aufgestellt.

In den ersten Augenblicken fühlte er sich bedeutend beruhigter; die frische und doch milde Nachtluft, der süße Blüthenduft und das reizende Bild, welches der Garten in der eigenthümlich zauberischen Beleuchtung darbot, thaten ihm wohl und verscheuchten die düsteren Gespenster seiner Phantasie; er athmete frei auf, trat an das Geländer und lehnte sich leicht hinüber.

Unmittelbar darauf drangen Stimmen an sein Ohr, die sich in heftigem Wortwechsel zu befinden schienen. Obgleich er nicht sofort zu unterscheiden vermochte, woher sie kamen, denn trotz des lauten Sprechens klangen sie gewissermaßen gedämpft, erkannte er die des Herzogs und Anna's und begriff bald, daß diese Beiden sich in einem Zimmer gerade über dem Platze, den er eingenommen hatte, befinden müßten. Wahrscheinlich standen dort eine Thür, welche auf das platte Dach der Veranda führen mochte, oder die Fenster geöffnet, und die lebhafte Unterhaltung ließ dies die im Zimmer Anwesenden vergessen.

Merwitz lag nichts ferner wie müßige Neugierde, und er

würde dieselbe an diesem Orte und bei seiner Stellung für durchaus unpassend gehalten haben, indessen waren die ersten Worte, die er wider Willen vernehmen mußte, schon der Art, daß sie sein Interesse auf das Höchste fesselten und ihn, zumal bei dem angeregten Mißtrauen, verführten, den Horcher zu spielen.

„Hoheit," hörte er die Comtesse im aufgeregtesten Tone sagen, „können Sie leugnen, daß Sie mir unaufgefordert das Anerbieten gemacht und Ihr fürstliches Wort darauf verpfändet haben, mich zu einer Stellung zu erheben, von der nie meine kühnsten Wünsche träumten? Haben Sie mir nicht eine morganatische Ehe versprochen, sobald Sie als Herzog in Ihren Entschlüssen ganz unbeschränkt sein würden?"

Was der Herzog darauf erwiderte, konnte Merwitz nicht genau verstehen, wie er auch von der weiteren Unterhaltung nur einzelne Worte und Sätze aufzufassen vermochte. Der hohe Herr sprach leiser und gemäßigter wie die Gräfin und schien sie auch einmal zu ermahnen, seinem Beispiele zu folgen, was auf ihre leidenschaftliche Extase aber nur wenig Wirkung ausübte.

Er ließ sich wohl auf eine längere Auseinandersetzung ein, denn Worte wie „politische Rücksichten," „Fürstenpflicht" u. s. w. wiederholten sich öfter; ein paarmal wurde er auch durch Anna unterbrochen, und man konnte sie sogar laut und krampfhaft weinen hören; dann schien sie sich wieder im höchsten Zorne aufzuraffen, und daß sie sich dies ihrem Landesherrn gegenüber erlaubte, deutete genügend darauf hin, daß sie ein großes Gewicht an Recht über ihn haben mußte.

„Sie täuschen mich abermals!" rief sie einmal. „Die Verhandlungen wegen Ihrer Verbindung mit der Prinzessin

Amalie sind schon längst im Gange gewesen. Ich kann jetzt, wo so entsetzlicher Verrath an mir geübt werden soll, wohl einen kleinen, fast unbewußten Discretionsfehler eingestehen. Es war im Zimmer Ihres Kammerdieners Heinzmann, wo mich dieser an demselben Abende warten ließ, als ich Gelegenheit hatte, Ihnen vielleicht den größten Dienst zu leisten, daß ich zufällig einen Brief in die Hand nahm, der von der Ihrigen an die Oberhofmeisterin der Prinzessin —"

Der Lieutenant verstand die folgenden Worte wieder eine Weile lang nicht; die beiden Redenden gingen wohl im Zimmer auf und nieder.

„Haben Sie mich nicht auch getäuscht?" rief jetzt der Herzog heftig. „Nicht liebevolle Neigung war es, die Sie an meine Person und meine Sache fesselte, sondern der Ehrgeiz!"

„Hoheit, welche Beschuldigung!"

„Ja, ja! ich weiß es nur zu gut, daß Sie diesen unbedeutenden, jungen Offizier, den Merwitz, weniger um meiner Interessen wie um der Ihrigen willen an sich zogen, wenigstens haben sich die letzteren im Verlaufe Ihrer Bekanntschaft mit ihm weit genug herausgebildet, um —"

Die Gräfin stieß einen nur halbunterdrückten Schrei aus, der den Horcher unten auf der Veranda bis in das Innerste hinein erzittern ließ.

Es trat wieder eine längere Pause ein; wahrscheinlich sprach der Herzog, sich seines Aufbrausens schämend, ruhiger und besänftigend zu der Gräfin. Plötzlich gab es oben ein starkes Geräusch, etwa als ob ein Stuhl umgeworfen wurde, man vernahm einige heftige Fußtritte auf den Boden, und die Gräfin rief laut:

„Dieser entwürdigende Vorschlag setzt Allem die Krone auf, was Sie an mir gesündigt haben, mein Herzog! — Ich den Lieutenant von Merwitz heirathen, für den nie ein Funken von Neigung und wahrer Achtung in meinem Herzen gelegen hat? Hoheit belieben doch wohl nur zu scherzen, oder könnten Sie meine treue Hingebung für Sie so bitter verspotten? Ich habe heute eingesehen, daß Sie sich um jeden Preis meiner entledigen wollen, aber die Fürstenwürde erforderte doch wenigstens, einen annehmbareren zu wählen!"

Dem Lieutenant brauste es im Kopfe; er wankte zurück und sank halb besinnungslos auf eine der Gartenbänke zwischen den künstlichen Boskagen nieder. Er wollte und konnte Nichts mehr hören; sein Herz und Kopf waren schon zum Zerspringen voll. Erst nach einer geraumen Weile vernahm er noch einmal die überaus zornigen Worte des Herzogs: „Dann werde ich Sie auf die Festung schicken!" und wie ihnen ein gellendes, bitteres Auflachen der Comtesse folgte.

Bald darauf kam der Herzog rasch und noch sichtlich aufgeregt, ohne alle Begleitung, in die große Halle zurück; er sah sich nach dem Lieutenant von Merwitz um und erblickte ihn nirgends, aber bald bemerkte sein scharfes Auge, daß die mittlere Glasthür halb geöffnet war. Er trat auf die Veranda hinaus nnd sah in dem hellen Mondenscheine sogleich den Gesuchten auf der Bank sitzen. Merwitz war so geistesabwesend, daß er den Fürsten gar nicht hörte.

„Schlafen Sie, Merwitz?" sagte der Herzog, zu ihm tretend und ihm die Hand auf die Schulter legend.

Der Lieutenant fuhr auf; er hatte die letzten Worte verstanden und hielt es für das Gerathenste, sich zu stellen, als habe er wirklich geschlafen. Wuth und Empörung gegen

den Herzog, ebenso wie gegen Anna, kochten in seiner Brust und verhinderten ihn, ein Wort hervorzubringen.

„Kommen Sie!" sagte der Herzog bloß; „wir reisen sogleich zurück!"

Als sie in den hellerleuchteten Saal traten, bemerkte er erst daß der Lieutenant todtenbleich und ganz verstört war. Des Herzogs Stirn runzelte sich tief, die Augen warfen einen forschenden und zugleich drohenden Flammenblitz auf Merwitz, der dies gar nicht bemerkte.

„Sie scheinen unwohl zu sein," meinte er dann in unverkennbar höhnischem Tone; „man muß bei Mondschein nicht im Freien schlafen, man zieht sich dadurch leicht das Fieber zu."

Merwitz hatte auch schon eine Art Fieber und behielt es während der ganzen Rückreise, wobei der Herzog kein einziges Wort an ihn richtete.

Als sie zwischen vier und fünf Uhr Morgens im Residenzschlosse abgestiegen und bis in die herzoglichen Vorgemächer gekommen waren, wandte sich der Herzog plötzlich zu dem noch immer ganz vernichteten, jungen Offizier, der sich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte, und sagte mit schneidender Kälte: „Ich danke für Ihre Begleitung auf der Reise; die letztere bleibt ein Geheimniß unter uns — für alle Fälle! Uebrigens treten Sie noch heute in Ihr Regiment zurück; ich bedarf solcher Ordonnanzoffiziere, die niemals hören, was sie nicht hören sollen, und wenn es einmal zufällig dennoch geschieht, genügend starke Nerven besitzen, um sich selbst nicht zu verrathen."

Damit verschwand der Herzog in seine Zimmer und ließ Merwitz allein stehen. Dieser knirschte mit den Zähnen

und ballte unwillkürlich die Hände; dann schlug er sich vor die Stirn, wandte sich kurz und ging.

An demselben Tage noch reichte er, zur allgemeinen Verwunderung, sein Abschiedsgesuch ein, und dasselbe wurde ohne jede weitere Gnadenbezeigung von dem Herzog genehmigt.

Schluß.

Im April des Jahres, welches den vorerzählten Begebenheiten folgte, lag in dem Flußhafen einer großen norddeutschen Seestadt einer der großen, stattlichen Dampfer, welche jedesmal mehrere Hunderte von Europamüden nach Nordamerika hinüberführen, bereit, den Anker zu lichten. Es waren zuvor nur noch einige Formalitäten bei den Hafenbehörden zu erfüllen, und inzwischen langten einzelne Böte an, welche Passagiere der ersten Klasse mit ihrem Gepäcke an Bord brachten.

Zwei noch junge Männer in einfachem, anständigen Reiseanzuge, gefolgt von einigen Gepäckträgern mit ihren Koffern und Kisten, sowie einem älteren, diese beaufsichtigenden Manne, der mit seinem großen Schnurrbarte wie ein alter Soldat aussah und die Reise mitmachen zu wollen schien, gingen dem Einschiffungsplatze der Böte zu. Der Eine fühlte sich offenbar ganz wohlgemuth und suchte den Andern, der viel ernster blickte, in den Ton des Scherzes hineinzuziehen.

Auf einmal sagte ihm der Letztere, indem er rasch von seiner Seite wegging: „Entschuldige mich auf einen Augenblick, Otto.“

Der Andere blieb verwundert stehen; er sah, wie Jener an einen Postbriefkasten trat, aus seiner Brusttasche einen Brief zog und denselben in die Oeffnung versenkte, nachdem er noch einen langen, schmerzlichen Blick darauf geworfen hatte, dann kehrte er rasch zu dem Freunde zurück.

Der Brief trug die Adresse: „Fräulein Elise Werdenberg ****"

„Nun, was war das, Hugo?" fragte Otto.

„Die letzte Meinungs-Ausgleichung mit der verlorenen Heimath," erwiderte Hugo mit schmerzlicher Bitterkeit.

Da er Nichts weiter hinzufügte, war auch der Freund zartfühlend genug, nicht zu fragen. Er warf von der Seite einen ernst theilnehmenden Blick auf ihn, versuchte ihn dann aber wieder durch einen Hinweis auf die interessante Reise und die Hoffnungen im neuen Vaterlande drüben zu zerstreuen und zu erheitern.

Die Effecten wurden in das gemiethete Boot geladen, die Dienstleute bezahlt und die drei Männer, von denen dem ältesten zweifellos die Rolle eines vertrauten Dieners zufiel, stiegen ebenfalls ein; nach wenigen Minuten lag das kleine Fahrzeug an der Fallreepstreppe des großen Schiffes.

Otto sprang zuerst auf dieselbe und rief, seinem Freunde die Hand entgegenstreckend, heiter aus: „Willkommen auf amerikanischem Boden, Hugo! — Nun bitte ich mir aber auch aus, daß Du alle Deine Grillen zurücklässest und —"

Mit einem lauten Schreckensschrei brach er ab. Sein Freund wollte ihm mit einem ebenso kurzen Sprunge folgen, trat mit dem einen Fuße auf eine nasse oder glatte Stufe, glitt aus und fiel rücklings über. Zuerst stürzte er gegen die in dem Boote aufgethürmten Kisten und war dann blitz-

schnell, bevor die erschrockenen Bootsleute und der alte Diener ihm zu Hilfe kommen konnten, in den ziemlich hochgehenden Wellen des großen Stromes verschwunden.

Der Angstruf seines Freundes fand sogleich einen mehrstimmigen Widerhall. Es waren mehrere Böte in der Nähe und schickten sich an, eiligst herbeizurudern, da aber der Verschwundene nicht wieder auftauchte, und der Strom sehr schnell ging, konnte die Hilfe leicht zu spät kommen. Otto besann sich nicht; kaum ein paar Sekunden später sprang er, wie er da war, in das Wasser und tauchte unter.

Er mußte wohl ein rüstiger Schwimmer und geschickter Taucher sein, denn auch er blieb ziemlich lange fort, so daß man schon eine zweite Besorgniß schöpfte; aber auf einmal erschien er wieder wohlbehalten an der Oberfläche und hielt den leblosen Freund in einem Arme. Jetzt war die Hilfe zur Stelle, und Beide wurden in eines der Böte gezogen.

Otto hatte seine Kräfte durchaus nicht erschöpft und beschäftigte sich angelegentlichst, ohne auf seine vollständige Durchnässung an dem noch sehr kühlen Frühjahrsmorgen zu achten, mit Hugo. Dieser lag in tiefer Ohnmacht da, sein Kopf blutete stark, und nachdem man ihn auf das Dampfschiff getragen, und der Schiffsarzt ihn untersucht hatte, ergab es sich, daß er nicht allein dort eine schwere, wenn auch nicht gefährliche Verletzung erlitten, sondern auch den linken Arm gebrochen habe. Wie übrigens die Erschütterung des harten Falles und das kalte Bad auf ihn gewirkt hatten, ließ sich vorläufig noch nicht unterscheiden.

Unter solchen Umständen sah sein Freund, den der alte Diener ehrerbietigst „Herr Graf“, zuweilen wohl auch „Herr Oberlieutenant“ titulirte, davon ab, jetzt die lange und be-

schwerliche Seereise anzutreten. Nachdem er sich schnell umgekleidet hatte, und Hugo sorgfältig in Betten verpackt worden war, kehrte man mit den Effecten wieder an das Land und in das Hotel, wo man bisher Wohnung genommen hatte, zurück; ein Arzt, der geholt wurde, erklärte den Zustand des Verunglückten für nicht unbedenklich; an der sorgfältigsten, freundschaftlichen und ärztlichen Pflege fehlte es nicht.

Es bleibt uns noch zu erzählen, wie Hugo von Merwitz zu diesem neuen, bösen Schicksalsschlage gekommen war. Wie schon erwähnt, hatte er seinen Abschied gefordert, und diese Angelegenheit machte großes Aufsehen, besonders bei dem Offiziercorps; aber man konnte von Merwitz selbst die näheren Umstände nicht erfahren und maß ihm daher meistens eine geheime Schuld bei.

Die anderen Offiziere, die mit ihm zugleich für ihre Prinz Heinrich bewiesene Theilnahme auf die Festung geschickt worden waren, machten auch keine angenehmen Erfahrungen von dem Danke des neuen Herzogs. Es schien als wolle er sie gar nicht wieder vor Augen haben, um daran erinnert zu werden. Die Meisten warteten in Geduld, Einige indessen, denen ihre Verhältnisse erlaubten, auf eigenen Füßen zu stehen, zogen es bald vor, ebenfalls ihren Abschied zu erbitten, der ihnen auch nicht verweigert wurde.

Dazu gehörte auch Graf Otto *; er besaß ein ziemlich ansehnliches Vermögen. Merwitz kannte er, da er bei demselben Garderegimente stand, schon seit Jahren, und Beide harmonirten unter der Kameradschaft am meisten mit einander, wenn sie sich auch nicht gerade Freunde im vollsten Sinne des Wortes nennen konnten. Daß Hugo seine Verlobung mit Elise Werdenberg auflöste, billigte Graf Otto

nicht recht; er hielt ihn durch andere Einflüsse für verführt, worin er sich ja auch nicht täuschte. Das tragische Ende von Merwitz's Carrière ging ihm indessen doch nahe, er interessirte sich für dessen weitere, wie er wußte, sehr gefährdete Zukunft, suchte ihn persönlich auf und bewog ihn, seine hoffnungslose Lage erkennend, ihn auf ein Landgut, dessen Bewirthschaftung er, der Graf, nun selbst übernehmen wollte, zu begleiten.

Die materielle Noth ließ Merwitz kaum eine andere Wahl übrig, auch wurde er durch die ihm zugetragene Freundschaft gerührt; dieselbe erhielt jetzt erst ihre wahre Weihe, und Merwitz eröffnete dem Grafen sein ganzes Herz mit vollstem Vertrauen. Letzterer war empört über das Benehmen des Herzogs.

Der Graf war ein feuriger, etwas abenteuerlicher, junger Mann. Die Landwirthschaft behagte ihm bald nicht mehr, er sehnte sich von manchen ihn bedrückenden Verhältnissen fort, und so reifte der Entschluß, halb sich selbst, halb dem Freunde zu Liebe, nach Nordamerika auszuwandern. Er konnte reichliche Mittel mit sich nehmen, und Beider Zukunft erschien drüben gesichert. Merwitz nahm das Anerbieten unter der Bedingung an, daß er fortan alle seine Kräfte den Interessen des Freundes widmen dürfe.

Inzwischen hatten sich in der Residenz wichtige Dinge zugetragen. Noch vor Schluß des Jahres wurde die Vermählung des Herzogs mit der Prinzessin Amalie vollzogen und das Eintreffen der Letzteren mit glänzenden Festlichkeiten gefeiert. Die Gräfin Anna Horn sah man nicht dabei; es hieß, sie sei auf ihren Gütern schwer erkrankt.

Wie üblich, ertheilte der Herzog bei dieser Gelegenheit

auch eine allgemeine Amnestie. Kammerherr von Fröben kehrte darauf zurück und wurde anscheinend gnädig aufgenommen. Einige Zeit darauf wurde alle Welt durch die Kunde überrascht, daß er sich mit der Gräfin Horn verheirathet habe. Seitdem schien er sich auch wirklich wieder in der Gunst des Herzogs zu befestigen, wie Anna in der der neuen Herzogin, bei der sie im nächsten Jahre Oberhofmeisterin wurde. Die alte Herzogin-Wittwe war inzwischen gestorben.

Die Regierung Herzog Heinrich's erfüllte nicht vollständig die Erwartungen, die sie mit ihrem Beginne angeregt hatte. Der Herzog fiel in sein stolzes, kaltes Wesen zurück, und der Enthusiasmus für ihn schwand immer mehr.

Irgend ein zufälliges Ereigniß, bei dem er sich sehr schroff gegen den allgemein geachteten und geliebten Oberbürgermeister Werdenberg benahm, veranlaßte diesen Ehrenmann, sein Amt niederzulegen; er blieb mit seiner Familie als einfacher Privatmann in der Stadt.

Was ihn hierzu bewog, war hauptsächlich der leidende Gesundheitszustand seiner Tochter Elise. Das junge Mädchen konnte sich von dem schweren, auf ihr Herz gefallenen Schlage nicht wieder erholen; mit tiefster Sorge sahen sie Eltern und Geschwister von Tag zu Tag mehr dahinwelken. Niemand bezweifelte den Grund dieses langsamen Todeskampfes.

Als man die Verabschiedung des Lieutenants von Merwitz erfahren hatte, verheimlichte man ihr dieselbe. Herr und Frau Werdenberg nahmen an, daß er seine Vermählung mit der Gräfin Horn, die damals noch abwesend war, heimlich vorbereite. Dann kam die überraschende Verheirathung der-

selben mit Baron von Fröben, und das Werdenberg'sche Ehepaar begann nun auch klarer zu sehen. Man theilte Elisen dieses Ereigniß mit, und eine schwache Hoffnung schien wieder in ihr aufzuleben.

Aber wo war Merwitz? Er kehrte nicht wieder. Und hätte man auch seinen Aufenthalt gekannt, wie wäre es nach dem Vorgefallenen möglich gewesen, sich an ihn zu wenden und ihm die Tochter förmlich anzubieten?

Im Frühjahre stand es schlimmer wie je um Elise. Sie mußte sich niederlegen, und die Aerzte sagten, sie habe ein unheilbares Gemüthsleiden.

Da traf Merwitz's Brief ein. Man erkannte die Handschrift, und die Mutter gab ihn nicht Elisen, sondern erbrach ihn selbst.

Er schrieb tief niedergedrückt, doch im innigsten Tone. Er bekannte sein ganzes Vergehen aufrichtig, seine unauslöschliche Reue und die fortdauernde, nur eine Zeit lang verkannte Liebe zu Elise; aber er schrieb auch, daß er sich ihrer nicht mehr würdig halte und nun nach Amerika gehe; er bat sie auf das Innigste, ihm ihre Verzeihung zu schenken. Von ihrer Krankheit wußte er Nichts.

Diesen Brief konnte man der Kranken nicht geben, denn er wäre wahrscheinlich ihr Tod gewesen. Herr Werdenberg faßte einen anderen, großherzigen Entschluß, nachdem er sich mit seiner Gattin besprochen hatte. Obgleich er nicht hoffen durfte, Merwitz in der großen Hafenstadt noch anzutreffen, reiste er unverzüglich dahin ab. Er fand Merwitz persönlich und schon in der Wiederherstellung begriffen vor. Was in stundenlanger Unterredung zwischen ihnen verhandelt wurde, dürfte überflüssig sein, zu erwähnen, nur so viel, daß Graf Otto in der edelsten Weise auf die ihm so theure Gemein-

schaft mit dem Freunde verzichtete und bei demselben der wärmste Fürsprecher war, daß er mit Herrn Werdenberg zurückkehre.

Und konnte Merwitz noch wählen? — Hier stand eine Pflicht der anderen gegenüber, und während er der einen durch die treue Freundschaft entbunden wurde, drängte ihn sein ganzes Herz zur Erfüllung der noch lieberen und nothwendigeren.

Wieder ist ein Jahr vergangen, und wir finden Elise Werdenberg, neu und frisch aufgeblüht wie eine Rose, als liebende und geliebte Gattin Hugo's von Merwitz und als glückliche, thätige Hausfrau wieder inmitten ihrer fröhlichen Familie. Herr Werdenberg hat ein großes Rittergut außerhalb des Herzogthums gekauft, und während er und seine Gattin ihre Tage daselbst in Ruhe und Frieden beschließen wollen, verwaltet Merwitz als geschickter und thätiger Landwirth sein und seiner Frau dereinstiges, schönes Erbtheil.

Sie sind Alle überaus glücklich und zufrieden, und wenn der ehemalige Lieutenant und herzogliche Ordonnanzoffizier die Zeitungen liest, überschlägt er jedesmal mit eigenthümlichem Lächeln die „Hofnachrichten“.

In der herzoglichen Residenz sagt man, die Ehe des regierenden Herrn sei ebenso wenig glücklich wie die des Kammerherrn Baron von Fröben. Der Letztere führt ein höchst ausschweifendes Leben; und bedauert jemals ein mit den Verhältnissen Unbekannter deshalb seine schöne Frau, so wird ihm häufig die Antwort zutheil: „O, sie hält sich für so unglücklich nicht, sie spielt ja die erste Rolle bei Seiner Hoheit!“ —

Berlin. Druck von W. Bürenstein.

Verzeichniß

der in demselben Verlage bisher erschienenen Bände der

Eisenbahn-Unterhaltungen:

(Romane, historische Erzählungen und Criminalnovellen.)

Band 1. **Der Deserteur,** von v. Grabowski. (2. Auflage.)
" 2. **Eine moderne Heilige,** von Demselben. (2. Aufl.)
" 3. **Die Polenbraut,** von R. Dehnike. (2. Aufl.)
" 4. **Im rothen Krug,** von J. D. H. Temme. (2. Aufl.)
" 5. **Der Wahrsager,** von Karl von Kessel.
" 6 **Ein Maskenball,** von J. D. H. Temme.
" 7. **Der Diamantenhändler,** von R. Dehnike.
" 12. **Camilla,** von Eugen Hermann.
" 14. **Pfeifenhannes,** von J. D. H. Temme. (2. Aufl.)
" 15. **Französische Geschichten,** von v. Grabowski.
" 16. **Der Geächtete,** von Eugen Hermann.
" 18. **Die Grafen Hardeck.** Erzählung von E. Hermann.
" 19. **Der Falkner.** Novelle von Ed. Ziehen.
" 20. **Die beiden Condé.** Novelle von Eugen Hermann.
" 21. **Vom grünen Tisch,** von Michael Klapp.
" 22. **Die Klosterruine.** (2. Aufl.)
" 24. **Die Mühle am schwarzen Moor.** (3. Aufl.)
" 25. **Eine Kirchmeßnacht.** (4. Aufl.)
" 29. **Zum Tode verurtheilt.**
" 30. **Verkuppelt.**
(Bd. 22–30: Criminal-Geschichten von Temme.)
" 31. **Das Kloster.** Novelle von Ed. Ziehen.
" 32. **Die Tochter des Staatsanwalts,** von Dufresne.
" 33. **Die Sonne bringt es an den Tag!** von Fr. Friedrich.
" 34. **Die Entsagungs-Urkunde,** von M. A. Niendorf.

☞ **Die in der Reihenfolge fehlenden Bände sind vergriffen!**

Band 36. **Aus dem befreiten Venedig**, von Michael Klapp.
„ 38. **Lust und Leid hinter den Coulissen**, von Fr. Friedrich.
„ 39. **Die Czechin**, von E. Hermann.
„ 40. **Mario**, von Michael Klapp.
„ 41. **Schlaue Leute.** Erzählung von Fr. Friedrich.
„ 42. **Der Eberwirth.** Dorfgeschichte von K. Bergvoigt.
„ 43. **Berliner Schloßdiebe.** } von George
„ 44. **Ein Gefangener der Bastille.** } Hiltl.
„ 45. **Der Polizeityrann**, von Fr. Friedrich.
„ 46. **Schloßgärtners Anna.** Novelle von J. Hilmar.
„ 47. **Liebeshändel.** Eine heitere Erzählung von O. Hancke.
„ 48. **Historische Erzählungen**, von Ed. Gottwald.
„ 49. **Verdächtig!** Criminalgeschichte von E. Fritze.
„ 50. **Capitain Bonaparte**, von Schmidt-Weißenfels.
„ 51. **Graf Hadubrand der 99.**, von Rudolph Menger.
„ 52. **Der tolle Christel**, von Demselben.
„ 54. **Baronin von Waldstett**, von Ewald August König.
„ 55. **Aus der Börsenwelt**, von Louise Otto.
„ 56. **Allerlei Geister.** Novellen von Rudolph Menger.
„ 57. **Der Sohn des Neffen.** Criminalnovelle von E. Fritze.
„ 59. **Die Bacchantin**, von M. v. Schlägel. (2. Aufl.)
„ 60. **Verkannt.** Novelle von J. Hilmar.
„ 61. **Wogen des Lebens.** Von Schmidt-Weißenfels.
„ 62. **Ein Zeuge vom Jenseits**, von R. Menger.
„ 63. **Die Verräther.** Novelle von Friedrich Steinbach.
„ 64. **Ein Ehrenritt.** Historische Erzählung von J. Hilmar.
„ 65. **Entlarvt.** Novelle von Ewald August König.
„ 66. **Die Putzmacherinnen**, von M. von Schlägel.
„ 67. **Verkauft.** Novelle von Ernst Fritze.
„ 70. **Die Söhne Barnevelt's**, von Schmidt-Weißenfels.
„ 71. **Im Kerker geboren.** Novelle von Ernst Fritze.
„ 72. **Pfarrer und Wilderer**, von Julius Mühlfeld.

Grabowski, Stanislaus

Hofparquet Novelle von Stanislaus Graf Grabowski

Berlin 1874